

Keine Einigkeit
Ehe für alle: Das politische Anliegen wird in Kirchenkreisen kontrovers diskutiert. **DEBATTE 2**

Bündnerinnen für Afrika
Örtliche Bäuerinnen reisen nach Umunumo. Sie tauschen sich mit Nigerianerinnen aus. **REGION 3**



Foto: Manfred Ziegele

Des Reformators Erbe
Was wäre, wenn Huldrych Zwingli nicht gewirkt hätte? Vier historische Spekulationen. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre Kirchgemeinde lesen Sie in Ihrer Gemeindebeilage im 2. Bund. **AB SEITE 13**

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 1/Januar 2019
www.reformiert.info

Gotteslästerung ist auch in der Schweiz verboten

Justiz Wer in der Schweiz den Glauben anderer verspottet, wird bestraft. Der «Blasphemieartikel» sei unzeitgemäss, finden die einen. Keineswegs, sagen die anderen, er schütze den Religionsfrieden.

Mohammed als pädophil zu bezeichnen, weil er ein sechsjähriges Mädchen heiratete, ist strafbar. Das hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte jüngst entschieden und damit das Urteil gegen eine Österreicherin bestätigt, die in ihrer Heimat wegen «Herabwürdigung religiöser Lehren» zu einer Geldstrafe verurteilt worden war. In der Schweiz wird im Fall von Blasphemie, also Gotteslästerung, Artikel 261 im Strafgesetzbuch angewendet. Das Gesetz beschreibt den folgenden Straftatbestand: «Wer öffentlich und in gemeiner Weise die Überzeugung anderer in Glaubenssachen – insbesondere den Glauben an Gott – beschimpft oder verspottet, oder Gegenstände religiöser Verehrung verunehrt, der wird zu einer Busse verurteilt.» Strafbar macht sich ebenfalls, wer einen religiösen Kultus, religiöse Räume oder Gegenstände verunehrt.

Ähnliche Artikel gibt es auch im deutschen, italienischen, spanischen und griechischen Recht. Frankreich, Grossbritannien und die Niederlande kennen keine solchen Paragraphen – Blasphemie ist dort kein Straftatbestand –, und Irland hat den Artikel eben abgeschafft. Ebenfalls abschaffen möchte ihn in der Schweiz die Freidenker-Vereinigung. «Religiöse Überzeugungen müssen genauso kritisiert werden dürfen wie politische», steht in ihrer Resolution, die im November im Parlament eingegangen ist.



Folgenreiche Urteile am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg.

Foto: Reuters

Schutz der Religionsfreiheit

Aus reformierter Sicht sei es tatsächlich fragwürdig, ob ein Blasphemieartikel noch in westliche Strafgesetzbücher gehöre, meint der Zürcher Kirchenratspräsident Michel Müller. «Die Reformation vor 500 Jahren wurde teilweise durch grobe Kultusstörungen angefacht.» Dennoch ist Müller gegen die Abschaffung des betreffenden Gesetzesartikels: «Eine gewisse Rücksichtnahme gegenüber Menschen, denen Religion etwas bedeutet, ist noch keine Einschränkung der Meinungsäusserungsfreiheit.»

Insgesamt herrscht im kirchlichen Umfeld Zustimmung für den «Blasphemieartikel» als Instrument zur Wahrung des Religionsfriedens. «Die Zeit zum Schutz der Glaubens- und Kultusfreiheit ist alles andere als vorbei», findet denn auch Christoph Weber-Berg, Kirchenratspräsident der Reformierten Kirche Aargau. «Dies soll natürlich nicht die offene Auseinandersetzung unter-

binden.» Das Gesetz regle lediglich, wie jemand seine Meinung zu Religion und ihren Äusserungsformen öffentlich kundtun dürfe. «Das ist in unser aller Interesse.»

Der Paragraph wird jedoch nur selten angewendet. In den letzten acht Jahren kam es in der Schweiz gerade mal zu 23 Verurteilungen zu Vergehen wie etwa der Beschädigung von Gipfelkreuzen. Einer der letzten grösseren Prozesse fand 1960 statt: Kurt Fahrners «Bild einer gekreuzigten Frau unserer Zeit» löste einen Skandal aus, und der Künstler wurde zu einer bedingten Gefängnisstrafe verurteilt.

Veraltetes Gesetz

Vertieft mit dem Artikel befasst hat sich Fabian Harder im Rahmen seiner Masterarbeit an der Universität Zürich. «Die schutzwürdigen Anliegen des Artikels sind durch andere Gesetze abgedeckt», sagt der Rechtswissenschaftler. Seit 80 Jah-

ren stehe der Gesetzestext unverändert da, nur das Strafmass sei stetig herabgesetzt worden: Aus der Gefängnisstrafe wurde eine Busse. «Grundsätzlich ist es nicht Aufgabe des Staates, die Ansichten einer Gruppe zu schützen», so Harder.

Auch die christliche Menschenrechtsorganisation Christian Solidarity International steht Blasphemiegesetzen kritisch gegenüber, weil sie die oftmals ohnehin schwierige Situation religiöser Minderheiten noch verschärfe. «Dies führt dazu, dass sich Mehrheitsvertreter, die andere wegen Gotteslästerung anklagen, im Recht wähnen und unbehelligt bleiben, während die Opfer bestraft werden», meint Pressesprecher Adrian Hartmann. Tatsächlich kann der Vorwurf der Gotteslästerung gravierende Folgen haben. In einigen Ländern, zum Beispiel in Pakistan oder Saudi Arabien, steht darauf sogar die Todesstrafe. Katharina Kilchenmann

«Die schutzwürdigen Anliegen des Blasphemieartikels sind durch andere Gesetze abgedeckt. Es braucht Artikel 261 nicht mehr.»

Fabian Harder
Rechtswissenschaftler

Kommentar

Auch die Religionen bedürfen der Freiheit

Blasphemie schmerzt. Es tut weh, wenn Provokateure mutwillig in den Schmutz ziehen, was einem wichtig oder gar heilig ist. Blasphemiegesetze wollen die religiösen Gefühle schützen. Die Aussage, Mohammed würde wegen seiner Kinderehe heute als pädophil gelten, stellt der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte deshalb unter Strafe. Doch selbst wenn hinter der Behauptung keine aufklärerische Mission, sondern ein islamkritisches Motiv steht, sollte sie in einer freiheitlichen Gesellschaft geäussert werden dürfen. Blasphemie ist als ein religiöser Begriff ein problematischer Tatbestand. Denn was einer Religion heilig ist, kann für eine andere blasphemisch sein. Was zum Beispiel, wenn ein Muslim irgendwann das christliche Bekenntnis, dass Gott in Christus Mensch geworden ist, als ketzerischen Angriff auf den eigenen Glauben einklagt, weil es ein Lehrer allzu apodiktisch formuliert hat? Der Streit um religiöse Wahrheiten braucht weite Grenzen. Die Justiz muss Menschen vor Hetze und Diskriminierung schützen, aber nicht deren Überzeugungen.

Religionskritik aushalten

Das Strassburger Urteil feierten jene islamischen Organisationen, die es sonst mit den Menschenrechten nicht allzu genau nehmen, als Sieg. Und dass es muslimischen Staaten als Rechtfertigung für eigene Blasphemiegesetze mit brutalen Strafen dient, liegt nahe. Applaus von der falschen Seite bedeutet zwar noch nicht, dass ein Entscheid falsch war. Doch die Reaktionen zeigen, in welchem religionspolitischen Minenfeld das Urteil rezipiert wird. Religionen sind auf den Freiraum angewiesen, ein Bekenntnis mit einem für Andersgläubige und Atheisten unerhörten Wahrheitsanspruch verkündigen zu dürfen. Zuweilen ätzende Religionskritik auszuhalten und die Meinungsfreiheit höher zu gewichten als den legitimen Wunsch nach Respekt vor dem eigenen Glauben, ist der Preis, den sich dafür zu zahlen lohnt.



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich



Eine ganz normale Familie? Die Reformierten diskutieren die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare.

Foto: Shutterstock

Röstigraben im Streit um Ehe für alle

Gesellschaft Das Parlament arbeitet an einem Gesetz, das inskünftig auch gleichgeschlechtlichen Paaren die zivile Ehe ermöglichen soll. Die reformierten Kirchen in der Schweiz sind in dieser Frage gespalten.

Als der reformierte Pfarrer Klaus Bäumlin 1995 in Bern ein schwules Paar traute, war der Medienwirbel gross. Kürzlich erhielt Bäumlin von der Universität Bern die Ehrendoktorwürde. Am selben Tag fand in Bern eine Tagung zum Thema Ehe für alle statt (siehe Kasten).

Ob die reformierten Kirchen immer noch eine Vorreiterrolle einnehmen, ist fraglich. Längst nicht alle Reformierten sagen so deutlich Ja zur zivilen Ehe für gleichgeschlechtliche Paare wie der Zürcher Kirchenratspräsident Michel Müller. Für den Vater eines homosexuellen Sohns ist klar: «Ich kann nicht von der uneingeschränkten Liebe

Gottes zeugen und zugleich Menschen mit anderer sexueller Orientierung ausschliessen.» Müller tut sich auch nicht schwer mit der kirchlichen Trauung für alle. Man könne in der Kirchenordnung den Ehebegriff problemlos ausweiten.

Familienbilder im Wandel

Auch die Rechtskommission des Parlaments will die Ehe für alle. Der Gesetzesentwurf wird im ersten Halbjahr 2019 in die öffentliche Vernehmlassung kommen. 2006 hat das Stimmvolk schon die eingetragene Partnerschaft für gleichgeschlechtliche Paare angenommen. Der Schweizerische Evangelische

Nationale Dialogtagung über die Ehe für alle

Am 1. Dezember diskutierten Vertreterinnen und Vertreter von Kirche und Politik, darunter auch solche, die selbst in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung leben, über die zivile Ehe für alle. Eingeladen hatten die Theologische Fakultät der Universität Bern, die katholische Fachstelle «Kirche im Dialog» und andere Organisationen. Bischöfe wie freikirchliche Leitungspersonen glänzten mit Abwesenheit. Am umstrittensten waren Fragen zu Adoption und Reproduktionsmedizin.

Kirchenbund (SEK) sprach sich ebenfalls dafür aus. Zur Abstimmung kam es, weil die EVP und die EDU das Referendum ergriffen hatten. Schon damals zeigten sich Gräben innerhalb der Reformierten.

Um die Ehe für alle, mit der bestehenden Ungerechtigkeiten zum Beispiel im Erbrecht oder bei der Hinterlassenenrente beseitigt werden sollen, möglichst schlank durchzubringen, will die Politik etappenweise vorgehen. Mit dem jetzigen Gesetzesentwurf wird nur der Zugang zur Ehe – und damit automatisch zur Adoption gemeinsamer Kinder – eröffnet. Die Angebote der Fortpflanzungsmedizin sind davon ausgeschlossen. Ohne zusätzliche Gesetzesänderung dürfen lesbische Paare auch weiterhin die offiziellen Samenbanken nicht nutzen. Und die Leihmutterchaft ist in der Schweiz sowieso verboten.

Fragen zur Ritualpraxis

Der Kirchenbund wird Gelegenheit haben, an der Vernehmlassung über die Ehe für alle teilzunehmen. Dass es nicht um Fortpflanzungsmedizin geht, dürfte ihm die Positionierung erleichtern. Denn ihr gegenüber sind die Kirchen kritisch eingestellt, das zeigte sich in mehreren Abstimmungen, die bisher nur heterosexuelle Ehepaare betrafen.

Derzeit befasst sich beim SEK die Arbeitsgruppe «Familie, Ehe, Partnerschaft, Sexualität» mit dem Thema Ehe für alle. Die Ergebnisse zuhanden der Abgeordnetenversammlung im Juni würden dem Rat bald vorliegen, sagt Daniel Reuter, Leiter der Arbeitsgruppe und Vizepräsident des SEK. Er geht davon aus, dass der Rat auch unabhängig von der Abgeordnetenversammlung auf die Vernehmlassung antwortet, sollte die Zeit knapp werden. «Was wir im Juni sicher gemeinsam diskutieren müssen, sind die Folgen der gleichgeschlechtlichen Ehe für die kirchliche Ritualpraxis.»

Die Diskussion dürfte schwierig werden, denn unter den Mitgliedkirchen klappt ein kultureller Graben. Während schwule und lesbische Paare in der Deutschschweiz und im Tessin ihre Beziehung mit einer Segensfeier besiegeln können, ist diese in der Romandie nur im Kanton Freiburg und im Jura möglich. Die Waadtländer Synode hat zwar 2012 Ja gesagt zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare. Der

Protest war aber so gross, dass es bisher bei einem Fürbittegebet im normalen Gottesdienst blieb.

Der Synodeentscheid war mit ein Grund, warum sich vor zwei Jahren im Waadtland die innerreformierte Erneuerungsbewegung «R3» bildete. In ihrem Manifest halten die Pfarrpersonen fest, dass für sie «aus

«Ich kann nicht von der Liebe Gottes zeugen und zugleich Menschen mit anderer sexueller Orientierung ausschliessen.»

Michel Müller
Zürcher Kirchenratspräsident

Respekt gegenüber den biblischen Texten» die Segnung homosexueller Paare nicht infrage kommt.

Kirche als «Morallabor»

Den Röstigraben nimmt beim SEK auch das Institut für Theologie und Ethik in den Blick. Es befasst sich vor allem mit der Segenstheologie, etwa, inwiefern sich das calvinistische Verständnis vom zwinglianischen unterscheidet.

Obwohl die Politik die Fortpflanzungsmedizin vorerst aussen vor lässt, findet es Frank Mathwig wichtig, dass die Kirchen darüber streiten. In biotechnologischen Debatten gehe es um zentrale Themen des Menschseins: Wie wollen wir zusammenleben, wo liegen die Grenzen der Machbarkeit, was ist gerecht? «Hier können die Kirchen der Gesellschaft als Morallaboratorium dienen.» Christa Amstutz

«Die Korruption muss ein Ende haben»

Bürgerkrieg Die Politologin Elham Manea spricht über das Versagen der regierenden Elite im Jemen und sagt, was es für den Frieden braucht.

Sie sind jemenitisch-schweizerische Doppelbürgerin. Was wissen Sie über die aktuelle Lage der Zivilbevölkerung im Jemen?

Elham Manea: Die Menschen durchleben eine grosse humanitäre Katastrophe. Unicef warnt vor der schwersten Hungersnot seit 100 Jahren. Im Jemen stirbt alle zehn Minuten ein Kind, und die, die überleben, sind unterernährt. Lebensmittel wären zwar vorhanden, aber es fehlt das Geld, sie zu kaufen.

Wo liegen die Gründe für den Bürgerkrieg, der 10000 Tote forderte? Die Gründe für den Krieg gehen weit in die Geschichte des Landes zurück. Verschiedene regionale Gruppen fühlten sich schon seit Länge-

rem politisch, sozial und religiös ausgegrenzt, und der Jemen ist seit jeher geprägt von Stammesrivalitäten. Verschiedene Ereignisse beeinflussen die Situation des Landes bis heute – so etwa die Wiedervereinigung des Nord- und Südjemens im Jahre 1990. Der Jemen wurde zum Opfer seiner eigenen Machthaber, die nur auf Eigennutz aus waren: Statt das Land zu einen, haben die Eliten die Stämme und Clans gegeneinander ausgespielt.

Wer kämpft im Jemen gegen wen? Der Bürgerkrieg im Jemen findet auf einer lokalen und einer regionalen Ebene statt. Lokal kämpfen der jemenitische Präsident zusammen mit einem Teil der Armee und

sunnitischen Stammesmilizen gegen die schiitischen Huthi-Rebellen, die ebenfalls, aber mit anderen Stammesmilizen und Teilen der Armee kollaborieren. Die Huthis haben seit 2014 de facto die Macht im Land inne. Auf regionaler Ebene stehen sich das sunnitische Saudi-Arabien und seine Verbündeten dem schiitischen Iran gegenüber, die seit 2015 im innenpolitischen jemenitischen Konflikt mitmischen.

Versuche für Friedensgespräche scheiterten. Was braucht es für ein Ende der Kriegshandlungen?

Die internationale Gemeinschaft muss Druck auf Saudi-Arabien, die Vereinigten Arabischen Emirate und den Iran ausüben, damit diese aufhören, die lokalen Kräfte zu unterstützen. Nur so endet die regionale Ebene des Konflikts.

Damit wäre aber die lokale Problematik des Krieges noch nicht gelöst. Das ist die grosse Herausforderung, denn keiner der lokalen Kriegsakteure hat ein wahres Interesse an einem Frieden. Werden die Kriegshandlungen aber eingestellt, muss

für einen langanhaltenden Frieden die alles dominierende Korruption enden. Die Wurzeln dieses Konfliktes sind anzuerkennen, die mit den Missständen und Ausgrenzungen von gewissen Landesgebieten, Gruppierungen und Stämmen zusammenhängen wie auch mit dem Versagen der herrschenden Elite, das Land verantwortungsbewusst zu

«Der Jemen wurde zum Opfer seiner eigenen Machthaber.»

Elham Manea
Politologin

regieren. Ein föderales System und ein verfassungsrechtlicher Rahmen sind notwendig, damit die Bevölkerung ihr Vertrauen in das System aufbauen kann. Am wichtigsten ist es jedoch, einen Friedensprozess mit der Erkenntnis zu beginnen, dass ein vereinigt Jemen möglicherweise nicht realistisch ist.

Interview: Nicola Mohler



Elham Manea lehrt Politologie an der Uni Zürich. Foto: Pia Neuenschwander

«Das ist eine einmalige Chance»

Entwicklungshilfe Drei Bündner Bäuerinnen werden sich im Frühjahr nach Afrika aufmachen. Sie reisen in den Süden Nigerias, um sich vor Ort mit afrikanischen Frauen über die Landwirtschaft auszutauschen.



Bündnerinnen und Bündner bereiten sich auf die Reise in den nigerianischen Regenwald vor.

Foto: Momir Cavic

«Ich habe mich definitiv entschieden mitzufahren», sagt Caroline Gerner. Sie leitet die Verkaufszentrale von Scarnuz Grischun in der Surselva. Gemeinsam mit zwei weiteren Bäuerinnen verkauft und vermarktet sie regionale Produkte aus dem Kanton Graubünden. Dieses Wissen wollen sie und zwei weitere Bündnerinnen, Barbara Candinas und Irma Cavegn, nach Afrika, genauer nach Nigeria in die Gemeinde Umunumo bringen.

Hilfe bei der Vermarktung

Einmal im Jahr veranstaltet die Stiftung Mbara Ozioma eine Reise nach Umunumo. Im kommenden Frühjahr stehen die Frauen der landwirtschaftlichen Genossenschaft St. Nicholas im Zentrum der Reise. Die Frauen bewirtschaften seit sieben Jahren erfolgreich eine Mühle, die Palmöl, Yams und Kassava (tropische Pflanzen) verarbeitet. Ziel der Reise ist, die Frauen bei der Vermarktung ihrer Produkte zu beraten. Daher eignet sich die Reise sehr für Landfrauen und Bäuerinnen.

«Wir sind nicht allein mit unseren Problemen», sagt Irma Cavegn. Das motiviere sie ungemein, die Reise ins sowohl kulturell als auch geografisch ferne Nigeria anzutreten. Die 66-Jährige vermutet, dass sie im Kontakt mit den Afrikanerinnen von ihrer Lebens- und Berufserfahrung profitieren kann. Die Gründerin der Marke «Scarnuz Grischun» weiss, dass man ohne menschlichen Umgang nicht ins Geschäft komme.

Im persönlichen Kontakt

In der afrikanischen Kultur habe der sogenannte Smalltalk über Familie und Befinden einen wichtigen Platz im Geschäftsgebahnen, sagt Roland Just. Ohne ein persönliches Wort komme man in Afrika nicht ins Geschäft. Pfarrer Just ist es, der die Reise begleitet und die Zusammenarbeit mit der Entwicklungshilfeorganisation Mbara Ozioma seit mehr als zehn Jahren von der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde der Cadi in Disentis aus koordiniert. Mit seiner Stiftung Tür auf – mo vinanon und weiteren

Stiftungen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz werden Projekte wie die Palmöl-Mühle oder auch die Küche und Bäckerei mit Catering-Service in der Gemeinde Umunumo mitten im nigerianischen Regenwald unterstützt.

«Wir gehen nicht als Touristen, sondern als Partner», betont Just. Das partnerschaftliche Zusammenkommen von Europäerinnen und Afrikanerinnen ist das Thema der

Pfingstprojekt

Für die Jahre 2019 bis 2021 hat die Landeskirche Graubünden ausgewählt, die Entwicklungshilfe-Organisation Mbara Ozioma in Umunumo in Süd-Nigeria zu fördern. Entstanden sind unter anderem eine Berufsschule mit 90 Plätzen pro Jahr sowie die Frauengenossenschaft St. Nicholas, die unabhängig arbeitet. Das Projektgebiet zählt 50 000 Einwohner.

www.mbaraozioma.ch

Reise. Barbara Candinas ist noch skeptisch, was genau sie einbringen kann. «Man muss sich sympathisch sein. Das ist wichtig, damit der Funke überspringt», sagt sie. Candinas ist Mitglied der Genossenschaft Amarenda. Diese wurde von acht Landwirtschaftsbetrieben der Gemeinde Sumvitg gegründet. Die acht Bergbauernfamilien sehen im Agrotourismus eine Chance für die Erhaltung und Entwicklung ihrer Betriebe in der Surselva.

Ein gutes Miteinander ist in jedem Fall wichtig, denn die Reisegruppe wird zwei Wochen lang fast ununterbrochen zusammen sein. Eine Reise nach Afrika sei nicht nur ein Zuckerschlecken, betont Just bei einer Informationsveranstaltung.

«Man muss sich sympathisch sein. Das ist wichtig, damit der Funke überspringt.»

Barbara Candinas
Mitglied Genossenschaft Amarenda

Um die starken Eindrücke, wie Armut, hohe Besiedlung, aber auch einfach das tropische Klima verarbeiten zu können, sind Reflexionszeiten eingeplant.

Interview auf der Botschaft

Auf die Reisenden kommt ein Lernprozess in Interkulturalität zu, sagt Just, der jedes Jahr nach Umunumo reist. Neben einer Audienz beim König des Stamms steht auch das Brechen der Colanuss auf dem Programm. Ein Ritual, um Gäste zu begrüßen. Im Vorfeld der Reise gilt es, einige Hürden zu nehmen. Die Reisenden müssen sich einem Tropentauglichkeitstest unterziehen, sich gegen Gelbfieber impfen lassen und ein Interview auf der nigerianischen Botschaft führen. Mit einem Ticket für 700 Franken geht es dann von Frankfurt am Main nach Port Harcourt und mit dem Bus nach Umunumo. Die ganze Reise über werden sie von vollbewaffneten Sicherheitskräften begleitet sein. Eine nötige Sicherheitsmassnahme. Und trotzdem: «Das ist eine einmalige Chance», sagt Caroline Gerner. Constanze Broelemann

Gepredigt

Hoffnung für das neue Jahr

Der Ewige ist mein Hirt, mir mangelt nichts, er weidet mich auf grünen Auen. Zur Ruhe am Wasser führt er mich, neues Leben gibt er mir. Er leitet mich auf Pfaden der Gerechtigkeit um seines Namens willen. Wandere ich auch im finstern Tal, fürchte ich kein Unheil, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab, sie trösten mich. Du deckst mir den Tisch Im Angesicht meiner Feinde. Du salbst mein Haupt mit Öl, übervoll ist mein Becher. Güte und Gnade werden mir folgen alle meine Tage, und ich werde zurückkehren ins Haus des Ewigen mein Leben lang. (Psalm 23)

In der Hirtensymbolik liegt einerseits etwas Tröstendes, etwas, das hält. Das griechische Wort «poimeno» bedeutet denn auch «hüten, bewahren, halten». Die Hirtensymbolik hat aber auch etwas Provokatives, wie uns beispielsweise die Weihnachtsgeschichte zeigt. Die Hirten galten nicht viel und gehörten an den Rand der damaligen Gesellschaft.

Kurz vor Weihnachten rief mich eine Frau an. Sie erzählte mir, dass sie vor einem Jahr im Spital gewesen sei und schwer krank im Bett lag. Sie nahm sich vor, etwas für die Seelsorgerin zu töpfen, wenn sie wieder gesund würde. Die Frau ist Töpferin von Beruf. Schliesslich töpferte sie einen Hirten mit Schaf und gab mir diesen. Die Frau drückte mir ein schweres Paket in die Hand und verabschiedete sich wieder. Ich ging in mein Büro und packte den Hirten aus. Eine tröstliche Figur. Wie von selbst kam mir der 23. Psalm über die Lippen. Es gibt wohl nicht viele Texte im Ersten Testament, die so bekannt sind wie dieser Psalm. Einleitend steht da, was es heisst, wenn Gott selbst der Hirte ist. Wer sich ihm anvertraut, der leidet keine Not. Der Hirtentitel ist hier als Herrschaftstitel zu verstehen.

Die weiteren Verse beschreiben den Tagesablauf einer Herde in Palästina: der Wechsel zwischen den Marsch-, Weide- und Ruhezeiten am Wasser. Es ist nötig, dass der Hirte die Herde auf dem richtigen Pfad führt. Dieser Weg ist nicht ohne Gefahren. Sie drohen aus den in tiefem Schatten liegenden, schluchtartigen Talgründen. Hier behindern nicht nur Steine den Weg, sondern hier können wilde Tiere und Räuber der Herde auflauern. Mutlosigkeit und Angst, die die Herde angesichts dieser Gefahren befallen könnten, werden zerstreut durch Schlagstock und Stab des Hirten. In den folgenden Versen geht es um die individuelle Situation des Beters oder der Beterin. Die Einzelne ist primär eine Schutzbedürftige, die bei Gott Bewahrung vor den Gefahren gefunden hat, die ihr drohen. Mit dem Psalm drückt sie ihre Zuversicht aus.

Gepredigt am 7. Januar 2017 in Chur



Susanna Meyer
Leitende Spitalpfarrerin
Unispital Zürich

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom
22.11.2018

Personelles

Der Kirchenrat genehmigt die Wahl von Pfrn. Claudia Haarmann und Pfr. Dirk Haarmann durch die Pastoralengemeinschaft Sils-Mutten und von Pfr. Peter Nowak durch die Kirchgemeinde Mittelschanfigg.

Vernehmlassung

Die «Steuervorlage 17» hätte für die Evangelisch-reformierte Landeskirche Mindereinnahmen von 700 000 Franken zur Folge. Das hält der Kirchenrat in einer Stellungnahme fest. Zusammen mit der bereits vor einem Jahr vom Grossen Rat beschlossenen Steuerfussreduktion für juristische

Personen wären Steuerausfälle von 900 000 Franken zu erwarten – das sind neun Prozent der heutigen Einnahmen. Der Kirchenrat fordert eine Kompensation.

Fachstelle

Der Kirchenrat wählt Frau Dr. Maria Thöni auf die Fachstelle Religionspädagogik an der Schule. Maria Thöni tritt ihre Stelle am 1. Januar 2019 als Nachfolgerin von Pfrn. Ursula Schubert an.

Parlando

Der Kirchenrat genehmigt die neue Leistungsvereinbarung für «Parlando», die Paar- und Lebensberatung Graubünden. Es handelt sich dabei um eine Vereinbarung zwischen den beiden Landeskirchen und dem Kanton Graubünden.
Stefan Hügli, Kommunikation

Arbeitsbedingungen schaden Angestellten

Konsum Eine von Brot für alle und Fastenopfer mitfinanzierte Studie zeigt, dass die Arbeitsbedingungen in chinesischen Elektronikfirmen das Suizid-Risiko der Angestellten erhöhen. Ein Grund sind der Produktionsdruck und der erhöhte Stress vor Verkaufsspitzen wie Weihnachten. Eine Taskforce soll nun Massnahmen zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen prüfen. Fastenopfer und Brot für alle setzen sich seit langem für bessere Arbeitsbedingungen im Elektroniksektor ein. «Der immer schnellere Ersatz elektronischer Geräte erhöht Produktionsdruck und damit das Suizid-Risiko für die Angestellten», sagt die Programmverantwortliche Karin Mader. cb

Amnesty International warnt vor Intoleranz

Menschenrechte Frauen standen 2018 weltweit an vorderster Front im Kampf um die Menschenrechte laut einer Pressemitteilung von Amnesty International. Gleichzeitig warnte die Organisation vor weit verbreitetem Rassismus und zunehmendem Hass gegenüber Frauen und Lesben, Schwulen und Transgender. Lang erkämpfte Rechte und Freiheiten würden in Frage gestellt. Auch in Europa stellt Amnesty International wachsende Intoleranz und Diskriminierung fest, während der Handlungsspielraum für die Zivilgesellschaft immer kleiner wird. Die EU-Staaten und die Schweiz müssen sich aussenpolitisch stärker für die Menschenrechte einsetzen, fordert Amnesty. cb

Kirchlicher Verein für weniger Bauzonen

Umwelt Der Vorstand des Vereins oeku, Kirche und Umwelt, mit Sitz in Bern empfiehlt, die Zersiedlungsinitiative anzunehmen. Am 10. Februar soll darüber abgestimmt werden, ob der Umfang von Bauzonen auf nationaler Ebene eingefroren wird und sich die Siedlungsentwicklung nach innen richtet. Neue Bauzonen wären dann nur zulässig, wenn eine andere unversiegelte Fläche von gleicher Grösse und gleichem landwirtschaftlichem Ertragswert ausgezont wird. Verantwortung für die Schöpfung wahrzunehmen, verlange, den Boden als Lebensgrundlage zu schützen, so die Befürworter der Initiative. cb

Theologinnen wollen gleichwertige Kirche

Katholiken Als Reaktion auf den Kirchenaustritt von sechs namhaften Katholikinnen Mitte November 2018 haben jetzt die katholischen Theologinnen Monika Hungerbühler (Basel) und Jacqueline Keune (Luzern) in einem offenen Brief die Kirche dazu aufgerufen, «jede Herabsetzung von Frauen, von Menschen, aus all ihrem Denken, Reden und Tun zu verbannen». Sie plädieren für eine Kirche umfassender Gleichwertigkeit. Hungerbühler und Keune wollen eine Kirche, deren Denken und Handeln nicht verletze und deren Kirchenrecht diesen Namen verdiene. Eine Kirche, die Frauen auf allen Ebenen mitreden und mitentscheiden lasse. Hinter dem Aufruf stehen laut Pressemitteilung 300 weitere Unterstützende. cb

Jugendliche vertrauen Nachrichtenangeboten

Medien Der Siegeszug von Netflix und Amazon Prime hält bei den Jugendlichen an. Laut der deutschen JIM-Studie (Jugend, Information, Medien) schaut die Hälfte der Zwölf- bis Neunzehnjährigen regelmässig Serien bei Netflix (47 Prozent). Damit habe sich der Anteil regelmässiger Netflix-Nutzer im Vergleich zum Vorjahr fast verdoppelt (2017: 26 Prozent). Auch verzeichnet erstmals die Musiknutzung über Spotify einen höheren Anteil regelmässiger Nutzer als die Musiknutzung live im Radio. Das Vertrauen der Jugendlichen in konventionelle Nachrichtenangebote wie Tagesschau und Tageszeitungen ist gleichbleibend hoch, zeigt die Studie. cb

Haushaltsgeräte ausleihen statt kaufen

Konsum In der Schweiz hat die erste Leihbar eröffnet. Initiatorin ist der Konsumentenschutz Bern. «Nutzen statt Kaufen» ist das Motto. Viele Geräte und Haushaltsgeräte würden nie oder sehr selten zum Einsatz kommen. Das Prinzip der Leihbar ist, dass deren Mitglieder sich für einen Jahresbeitrag Haushaltsgeräte ausleihen können. Bei Erfolg des Projektes will der Konsumentenschutz die Idee schweizweit lancieren. Ein Vorgängerprojekt sind die Repair-Cafés. Hier können defekte Dinge gemeinsam mit Reparaturprofis geflickt werden. Auch in Chur gibt es an wechselnden Orten Repair-Cafés. cb

19. März, 14–17 Uhr, Belmontstrasse 11, Chur, www.repair-café.ch

Gastbeitrag



Tourismus kann Frieden stabilisieren

Nachhaltiger Tourismus Ferien in einem kriegsversehrten Land? Das ist möglich und sogar sinnvoll. Claudia Secchi war Teilnehmerin einer Gruppe, die im Sommer nach Ruanda reiste.

Ruanda im Jahr 1994: bis zu einer Million Menschen wurden im Genozid getötet, häufig geschlachtet. Die überwiegende Zahl der Täter gehörte zur Armee, zur Polizei und zu Milizen. Es war ein kleiner Kreis von politisch und wirtschaftlich Gierigen, die den Genozid anleiteten. Sie waren zu allem bereit, um an die Macht zu gelangen.

Ein kleinerer Teil der Täter waren Familienmitglieder und Nachbarn, die aus ideologischem Wahn, oder aus Machtgier ihre Nächsten ermordeten. Weshalb sollte man in ein solch gebeuteltes Land reisen? Und wenn man das tut, wie kann man dem Vorwurf des Voyeurismus begegnen? Mit diesen Fragen sah ich mich konfrontiert, als ich mich

entschieden habe, mit der ehemaligen HTW-Studentin Irina Zehnder und ihrem damaligen Dozenten Eric Dieth nach Ruanda zu reisen. Die beiden haben einen Verein namens Coereso gegründet.

Verein organisiert Reise

Eines der Ziele des Vereins ist es, Studierenden aus Afrika und der Schweiz die Möglichkeit zu geben, sich kennenzulernen und auszutauschen. Es geht darum, Wissen und Verständnis zu vermitteln, wie es zu derartiger Gewalt kommen konnte. Noch wichtiger als die Vergangenheit Ruandas ist seine Zukunft: Die Neukonstruktion der Gesellschaft, die politische Stabilisierung, der Versöhnungsprozess



Die Twa-Gemeinschaft in Ruanda begrüsst ihre Gäste.

Fotos: Eric Dieth

und die Armutsbekämpfung. Fragen und Ängste trieben mich um, ich war noch nie in Afrika. Über den Genozid hatte ich versucht zu lesen, doch ich musste die Lektüre beiseitelegen, zu grausam war, was dort beschrieben wurde. Ein weiterer Grund für meine Bedenken war, dass wir gemäss Reiseprogramm mehrere lokale Gemeinschaften besuchen würden. Wie werden die uns empfangen? Werden wir eine Art «reiche Eindringlinge» sein, die es sich leisten können, die Armen zu besuchen und mit ihren teuren Kameras zu fotografieren?

Reisebegleitung war wichtig

Eines vorweg: Meine Ängste haben sich nicht bewahrheitet. Im Gegenteil. Der sorgsame Aufbau der Reise, die Ausführungen weit zurück in die Geschichte des Landes, die Erklärungen zur Entstehung der kaum vorstellbaren Gewalt und die Informationen zur heutigen Lage haben geholfen, in sehr kurzer Zeit, das Unverständliche zu begreifen. Diese Begleitung war zentral, um sich im komplexen Geschehen orientieren zu können.

In den ersten Tagen bereisten wir den Süden des Landes und wurden von Studierenden eines Colleges, mit dem Coereso einen Austausch pflegt, in den Regenwald geführt. Das Ziel dieser Kooperation ist es, uns Einblicke in die ökologischen Herausforderungen rund um die Nationalparks zu ermöglichen. Andererseits lernen die afrikanischen Studierenden auch uns Europäer und unsere Bedürfnisse kennen.

Enormer Kontrast

Seit zwei Jahren besteht nun das Austauschprogramm. Projekte wie die Hühner- und Backsteinproduktion, das Färben und Nähen von Stoffen oder der Aufbau eines Kindergartens sind ausgeführt oder aufgelegt worden. Dank der Beziehungen, die die Gründer von Coereso, Irina Zehnder und Eric Dieth, über die Jahre aufgebaut haben, konnten sich alle Beteiligten ohne Umschweife vertrauen. Die Armut, der wir begegnet sind, war bedrückend. Zu wissen, dass wir durch unsere Reise einen Beitrag zu deren Bekämpfung leisten, half uns, uns nicht als Eindringlinge, zu fühlen. Gemeinsam bearbeiteten wir Themen wie die Rolle des Tourismus in der Gesellschaft, den Beitrag des Tourismus für den Frieden respektive zur Minderung von Gewalt.

«Die Armut, der wir begegnet sind, war bedrückend»

Claudia Secchi
Ruanda-Reisende

Die Gastgeber sagten häufig, dass unser Besuch eine Wertschätzung sei. Der enorme Kontrast zwischen der traditionell arbeitenden Bevölkerung in der Landwirtschaft, das sind 80 Prozent, und der Menschen in der boomenden modernen Hauptstadt Kigali hat mich beeindruckt. Obwohl in den letzten Jahren grosse Fortschritte in Bezug auf die Lebenserwartung und die Kindersterblichkeit zu verzeichnen sind, stellte sich uns die Frage, ob die forcierte Modernisierung nicht die bestehende Ungleichheit verstärkt? Ich habe auf der Reise gelernt, dass Ängste uns daran hindern, aufeinander zuzugehen und erfahren, dass Kooperation die beste Form ist, Vertrauen aufzubauen. Claudia Secchi

Nächste Reise nach Ruanda: 1.–12. Juli 2019, coereso@bluewin.ch

Aufbruchsstimmung im Herzen von Afrika

Ruanda liegt im Herzen von Afrika und ist mit 12 Millionen Einwohnern und einer Gesamtfläche von 26 340 Quadratkilometern eines der am dichtesten besiedelten Länder der Welt. Traurige Berühmtheit erlangte der Binnenstaat durch den Völkermord im Jahre 1994 wobei 800 000 Tutsi und moderate Hutu während 100 Tagen Genozid ermordet wurden. Heute zählt Ruanda zu einem der sichersten, saubersten und gleichberechtigtesten Länder Afrikas. 66 Prozent der Parlamentssitze werden durch Frauen besetzt. Plastiksäcke sind seit 2008 verboten. Einmal im Monat wird Umuganda praktiziert wobei die Bevölkerung gemeinsam an einem Projekt arbeitet und beispielsweise Strassen repariert oder die Innenstadt säubert. Ruanda wird im Jahr 2020 das Treffen der Commonwealth Staaten ausrichten.

DOSSIER: Ohne Zwingli



Fertig für den Abtransport: die Entfernung des Zwingli-Denkmal bei der Zürcher Wasserkirche im Rahmen eines Kulturprojekts.

Editorial

Ein Name und seine grossen Spuren

Was wäre gewesen, wenn die Kreuzfahrer 1099 Jerusalem nicht eingenommen hätten? Wenn Kolumbus 1492 auf seiner Entdeckungsfahrt über den unbekanntes Atlantik in einen Sturm geraten und auf den Azoren Schiffbruch erlitten hätte? Wenn der russische Exilant Lenin 1917 einen Berner Bauernhof gekauft und als Viehzüchter in der Schweiz geblieben wäre? So zu fragen, ist mehr als ein müssiges Spiel. Denn «virtuelle» oder «kontrafaktische» Geschichte zeigt, dass das Geschehen dieser Welt immer auch anders hätte verlaufen können – und letztlich ein Produkt aus Zufall und Unvorhersehbarem ist. Und sie macht deutlich, dass es in vielen Fällen die Stärken und Schwächen Einzelner sind, die den Lauf der Dinge beeinflussen.

Was wäre gewesen, wenn Huldrych Zwingli (1484–1531) nicht zum wirkungsmächtigen Kirchenkritiker und Neuerer des Glaubens geworden wäre? 500 Jahre ist es her, seit der Toggenburger Bauernsohn sein Amt als Leutpriester in Zürich antrat – ein folgenreicherer Schritt, wie sich zeigen sollte. Ohne Zwingli sähe die kirchliche, politische und wirtschaftliche Landschaft der heutigen Schweiz anders aus. Vielleicht gäbe es die Schweiz gar nicht. Und sogar welthistorische Geschehnisse hätten sich ohne sein Wirken womöglich anders entwickelt. In diesem Dossier präsentiert «reformiert.» vier Thesen, die aufzeigen, was hätte geschehen können, wenn der Zürcher Reformator nicht auf den Plan getreten wäre.

Zugegeben: Heute wird Geschichte nicht mehr so sehr als das Wirken einzelner Kraftgestalten wie Caesar, Napoleon, Bismarck oder eben Zwingli verstanden. Sondern eher als Produkt kollektiver Strömungen, Wirkungen und Wechselwirkungen, in denen die Taten Einzelner allenfalls auslösende und vorantreibende Wirkung haben. Anders gesagt: Wäre Zwingli nicht gegen die katholische Kirche, ihre Lehren, ihre Hierarchie und ihre Prunkentfaltung aufgestanden, hätte es aus dem Zeitgeist heraus einfach ein anderer getan. Vermutlich. Aber es war eben kein anderer, es war Zwingli. Er war der rechte Mann zur rechten Zeit am rechten Ort. Er war getragen von günstigen Umständen, begabt im Denken und Reden, beharrlich und politisch wach, unterstützt von wichtigen Weggefährten. Ohne ihn wäre einiges anders gekommen – so viel lässt sich mit Gewissheit sagen. Hans Herrmann

Fotos: Manfred Ziegele

Ohne Kappelerkriege keine Schweiz

Wie es wirklich war: Beseelt vom neuen Glauben, wollte Huldrych Zwingli die Eidgenossenschaft umgestalten – auch mit Gewalt. 1531 kam es bei Kappel am Albis zur Konfrontation mit einem katholischen Heer. Diesmal wurde, anders als 1529, nicht bei Milchsuppe Verbrüderung gefeiert, sondern wirklich gekämpft. Zwingli fiel, die militärische Niederlage führte politisch zum Patt zwischen den Konfessionen und zur aussenpolitischen Isolation. Die Bündnisfreiheit bewahrte die Eidgenossen vor den Wirren des Dreissigjährigen Kriegs. Im Westfälischen Frieden 1648 lösten sie sich völkerrechtlich vom Deutschen Reich.

Was wäre, wenn Huldrych Zwingli Pfarrer in Glarus oder Prediger in Einsiedeln geblieben wäre? Oder wenn er, ab 1519 als Zürcher Leutpriester, lediglich ein braver, politisch unambitionierter Nachvollzieher der lutherischen Reformation geworden wäre?

1519 gab es keine Schweiz. Die 13 Orte Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern, Glarus, Zürich, Zug, Bern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen und Appenzell bildeten in der sogenannten «Eidgenossenschaft» eine lockere, durch Bündnisse, gemeinsame Untertanengebiete und die Tagsatzung verbundene Allianz freier Reichsstände. Die Zugehörigkeit zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation war unstrittig, auch wenn einzelne Stände sich aussenpolitisch selbstbewusst und expansiv gebärdeten.

Wichtige Neutralisierung
Ohne Zwinglis eigenständige, von Luther theologisch deutlich abgegrenzte Reformation hätte der neue Glaube kaum lokal- und regionalpolitisch staatskirchliche Bedeutung erlangt, wie das in der Realität in den Stadtständen Zürich, Bern und Basel der Fall war.

Konfessionelle Konflikte hätte es, wie überall im Reich, mit Sicherheit auch innerhalb der Eidgenossenschaft gegeben, und Ereignisse wie der erste Kappeler «Krieg», der im Jahr 1529 ohne Kampfhandlungen und gegen Zwinglis Widerstand mit einem Kompromiss endete, wären durchaus auch in diesem fiktiven Szenario denkbar gewesen. Ei-

ne dramatische Schlacht wie der zweite Kappelerkrieg zwei Jahre später ist jedoch unwahrscheinlich. Für die weitere Entwicklung der Eidgenossenschaft bis hin zum modernen Bundesstaat 1848 und zur Willensnation würde damit ein wichtiges Element fehlen: die innenpolitische Neutralisierung der beiden konfessionellen Lager, die sich ab 1531 argwöhnisch beobachteten und aussenpolitisch blockierten. Gerade dies war aus heutiger Sicht überaus förderlich für einen Loslösungsprozess vom Deutschen Reich, der mit Zwinglis eigenständigem reformatorischem Weg seinen Anfang nahm.

Gefährliche Bündnispolitik
Ohne die Ereignisse von Kappel, die letztlich auf Bündnisse der beiden konfessionellen Lager mit europäischen Grossmächten zurückzuführen waren, hätten die Stände ihre

europäische Bündnispolitik fortgesetzt. Für ein lutherisches Zürich hätte es keinen Grund gegeben, im Dreissigjährigen Krieg (1618–1648) Bündnisangebote Schwedens abzulehnen. Und die katholischen

Die Schweiz wäre Kampfzone im Dreissigjährigen Krieg geworden.

Orte hätten 1633 aufgrund eines Hilfsbündnisses mit dem Bischof interveniert, als schwedische Truppen auf eidgenössischem Boden von Stein am Rhein gegen Konstanz zogen. Die Schweiz wäre Kampfzone des ersten grossen europäischen Krieges geworden und hätte sich 1648 völkerrechtlich nicht vom Deutschen Reich gelöst.

Ohne diesen wichtigen ersten Schritt in die Eigenstaatlichkeit 150 Jahre vor dem Auftreten Napoleons wäre die Eidgenossenschaft beim Wiener Kongress 1815 auf die Grossmächte aufgeteilt worden, statt ein souveräner Staat zu werden. Thomas Illi



Ohne Zwingli kein Paradeplatz

Wie es wirklich war: Zur Zeit Zwinglis befand sich die Wirtschaft im Gebiet der heutigen Schweiz in einer Flaute. Adel und Klerus profitierten vom feudalen System. Doch dann kamen mit den neuen Ideen des Protestantismus auch innovative Glaubensflüchtlinge in die Eidgenossenschaft. Das Söldnerwesen wurde abgeschafft, die Bibelübersetzungen lösten einen Bildungsschub aus, und zahlreiche katholische Feiertage wurden gestrichen. Mit dem neuen Arbeitsethos begann ein wirtschaftlicher Aufschwung. Der Zusammenhang von Konfession und wirtschaftlichem Erfolg wirkte sich bis ins 20. Jahrhundert aus.

Der Zürcher Paradeplatz ist zum Synonym für Banken und Wohlstand in der Schweiz geworden. Doch ohne Huldrych Zwingli und die reformatorische Überzeugung, dass auch fleissiges Wirtschaften gottgefällig ist, würden heute die Schweizer Grossbanken UBS und Credit Suisse am ehemaligen «Saumarkt» eventuell fehlen. Das Land wäre wirtschaftlich und technologisch knapp europäisches Mittelmeer, und vorab der Tourismus sorgte für bescheidenen Wohlstand. Einheimische Banken würden lediglich regional agieren.

So ungefähr hätte es kommen können, wenn Zwinglis, Calvins und Bullingers Ideen die damalige Eidgenossenschaft nicht beeinflusst hätten. In den Dörfern wären die agrarisch-feudalen Strukturen erhalten geblieben, und die Grundherren hätten weiterhin von der Arbeit der Bauern gelebt. Das Handwerkertum in der Städten wäre kleinbürgerlich geblieben, unter der Oberherrschaft einer Kirche, die Umsätze an Geld verschlungen hätte, um ihren repräsentativen Prunk zu finanzieren. Insgesamt wären die Eidgenossen dem alten Glauben treu verbunden geblieben und hätten einen beträchtlichen Teil ihrer Einkünfte in Ablassbriefe für ihr

Seelenheil investiert. Das einfache Volk hätte weder lesen noch schreiben können, und die Bibelauslegung wäre der priesterlichen Elite vorbehalten geblieben.

Aus-statt Einwanderer
Unternehmerische und innovative Köpfe hätten das enge Milieu ihrer Heimat verlassen und in den lutherischen Fürstentümern ein besseres Umfeld gefunden. Diese Abgänge hätten die technische und industrielle Entwicklung der Eidgenossenschaft zusätzlich blockiert. Während die Mehrheit der Bevölkerung in Armut verharrt wäre, hätten ein paar privilegierte Familien ihre Beziehungen ins Ausland ausgebaut, um sich an den aufflammenden Glaubenskriegen in Europa eine goldene Nase zu verdienen. Das Söldnerwesen hätte das Land international vernetzt, aber unterschwellig auch in Verruf gebracht.

Derweil hätte sich das Geldwesen in Norditalien zum florierenden Geschäft entwickelt. Anders als in den übrigen katholischen Gebieten hatte man es hier nämlich bereits im Mittelalter geschafft, Kirche und Wirtschaft miteinander zu versöhnen. Wären die Eidgenossen nicht reformiert worden, hätten sie die Handels- und Finanzmetro-

polen Florenz, Venedig und Genua nicht konkurrenziert. Somit wäre das Bankgeschäft nicht nördlich, sondern südlich der Alpen zum Erfolgsmodell geworden, und die zusätzlich beflügelnden Gedanken der Aufklärung hätten hier einen deutlich besseren Nährboden gefunden als in der katholisch-konservati-

Ohne die Reformation wäre die Schweiz keine Finanzhochburg.

ven Schweiz. Diese wäre erst im 19. Jahrhundert aus ihrem wirtschaftlichen und kulturellen Dämmer-schlaf erwacht. Mit der zunehmenden Mobilität hätten protestantische Einwanderer Bildung und Innovation gebracht und im Land für einen verspäteten Aufschwung gesorgt. Doch die Hochfinanz wäre in italienischen Händen verblieben.

Katharina Kilchenmann



Ohne Zwingli keine Vereinigten Staaten

Wie es wirklich war: 1528 schloss sich Bern der von Zürich ausgehenden Reformation an. Als mächtiger Stadtstaat übernahm Bern die Protektion der Genfer Kirche und trug dazu bei, dass sich in Genf der Reformator Johannes Calvin durchsetzte. Der Calvinismus, der den freiheitlichen Gedanken der Selbstverantwortung förderte, wurde zum Export-schlager. Über die Seefahrernationen England, Holland und Schottland gewann der Calvinismus Einfluss auch in der Neuen Welt. Hier etablierten sich presbyterianische Strukturen, die zu einem demokratischen Denken in den Kolonien führten.

Mit dem Schiff «Mayflower» erreichten 1620 die ersten englischen Siedler Neuengland auf nordamerikanischem Boden. Im heutigen Massachusetts gründeten die Ankömmlinge die Kolonie Plymouth. Sie hatten England und Schottland verlassen, weil sie sich von der anglikanischen Kirche unterdrückt fühlten: Sie hatten sich von der Church of England gelöst und forderten Gemeindeautonomie.

Die presbyterianischen Siedler folgten den Lehren des Reformators Johannes Calvin (1509–1564). Ohne ihn hätten sie weder ein Exemplar der Genfer Bibel von 1560 im Gepäck gehabt noch ein demokratisches Kirchenverständnis mitgebracht. Calvin, ein Schützling der zwinglianischen Grossmacht Bern, sah die Einheit der Kirche nicht durch das Papsttum garantiert, sondern allein durch Jesus Christus. Aufgrund dieser Auslegung führte der Genfer ein partizipatives Leitungsamt in der Kirche ein.

Britten weiterhin Weltmacht

Ohne dieses Gedankengut hätte sich die Idee von der Selbstverantwortung während den ersten Erweckungsbewegungen zwischen 1730 und 1760 in Amerika kaum so stark manifestiert. Weder hätten das demokratische Denken und damit der Aufstand gegen die mächtige britische Kolonialherrschaft Fahrt aufgenommen, noch hätten sich die 13 britischen Kolonien zuletzt von ihrem Mutterland England losgelöst.

Ohne das Nachwirken der «Reformation made in Switzerland» wä-

re am 4. Juli 1776 nicht die Unabhängigkeitserklärung proklamiert worden, und die Vereinigten Staaten von Amerika gäbe es nicht. Die USA wären wie der nördliche Nachbar Kanada bis ins 20. Jahrhundert der englischen Krone verbunden geblieben. Somit wäre Amerika nicht zur Weltmacht aufgestiegen, hätte die globale Politik und Wirtschaft nicht dominiert. Das britische Empire hingegen hätte seine Stellung als See- und Weltmacht bis in die Gegenwart erhalten.

Weniger sendungsbesonnen

Da die überseeischen Kolonien weiterhin Teil der Empire geblieben wären, hätte sich das Präsidentamt in Amerika anders ausgestaltet: Statt gleichzeitig Staatsoberhaupt und Regierungschef zu sein, hätte sich der amerikanische Präsident der englischen Krone unterordnen müssen. Denn auf dem Territorium



der heutigen Vereinigten Staaten von Amerika hätte sich anstelle einer föderalen Republik eine konstitutionelle Monarchie etabliert, deren Staatsoberhaupt gegenwärtig Königin Elisabeth II. wäre.

Amerika wäre heute nicht die Weltmacht Nummer 1.

In Nordamerika hätte sich ohne die Schweizer Reformatorische kein religiös untermauertes Sendungs-bewusstsein entwickelt. Während der

Amerikanischen Revolution, sprich dem Aufstand der Siedler gegen das englische Mutterland, bildete sich nämlich ein elitäres Selbstverständnis heraus. Dieses ging mit der Überzeugung einher, dass die eigenen Gemeinden als «city upon a hill» auf Europa ausstrahlen würden. Ihr Land, davon waren die Amerikaner durchdrungen, würde letztlich der ganzen Welt als leuchtendes demokratisches und republikanisches Vorbild dienen. Nicola Mohler

Ohne Zwingli eine Päpstin

Wie es wirklich war: Die katholische Amtskirche weihet bis heute keine Frauen zu Priesterinnen. Jesus habe dazu keinen Auftrag gegeben, lautet das Hauptargument. 1524 trat das Konzil von Trient zusammen, um den Religionsstreit mit den Protestanten zu beenden und interne Reformen anzustossen. Dies gilt als Beginn der Gegenreformation. Eine Reform der Priesterweihe stand jedoch nie zur Debatte. In der römisch-katholischen Kirche ist bis heute jedes ordinierte Amt für Männer reserviert. In der reformatorischen Tradition hingegen wird die Frauenordination auf dem Grundsatz des Priestertums aller Christen begründet.

Was wäre, wenn die Reformatoren keine Kirchenspaltung provoziert hätten? Wenn wir nach wie vor die eine christliche Kirche, die römisch-katholische also, hätten? Wäre es unter diesen Vorzeichen sogar möglich geworden, dass irgendwann eine Päpstin auf den Heiligen Stuhl gekommen wäre? Vielleicht – wenn es die Reformatoren Huldrych Zwingli und Martin Luther nie gegeben hätte und sich der sanfte Reformflügel um den humanistischen Gelehrten Erasmus von Rotterdam durchgesetzt hätte.

Dann hätte nicht Zwingli, der die Politik stark mitgestaltete und die Tür zu den Katholiken endgültig zuschlug, den Lauf der Dinge beeinflusst. Dann hätte Erasmus, der Vermittlungstheologe das Gespräch mit den Katholiken finden können; er, der auf den Dialog und nicht auf das Schwert setzte. Der Mann, der die Anfangsworte des Johannes-evangeliums mit «In principio erat sermo» – «Im Anfang war das Gespräch» – übersetzte, in Abwandlung zur gängigen Übersetzung «Im Anfang war das Wort». Die meisten Reformatoren waren zunächst «Erasmianer», ehe sie zu «Lutheranern» oder «Zwinglianern» wurden. Mit seiner Schrift «De sarcienda ecclesiae concordia» wollte Eras-

mus die zerstrittenen Glaubensparteien befrieden. Er sah Katholiken und Protestanten näher beieinander, als sie es selbst taten. Während Luther eine «harte Linie» gegen das aus seiner Sicht dekadente Papsttum der römisch-katholischen Kirche vertrat, setzte sich Erasmus für «innere Reformen» ein und bat Luther um Mässigung. Erasmus blieb der katholischen Kirche bis zuletzt treu, obwohl sie seine Schriften später auf den Index setzte.

Hätte die Geschichte der Frauenordination also innerhalb katholischer Mauern beginnen können? Immerhin stand das geistliche Amt der Diakonin den Frauen bereits in frühchristlicher Zeit offen. In der Westkirche gab es bis ins 8. Jahrhundert hinein Diakoninnen, in der Ostkirche bis ins 12. Jahrhundert.

Der Verstand hat kein Geschlecht

Der Zeitgeist von Pietismus und Aufklärung, welcher der Frauenordination den Nährboden bot, hätte ohne die Reformation in der katholischen Kirche Raum nehmen müssen. Im Gedankengut der Reformatoren kam es nämlich zu einer grundlegenden Änderung im Verständnis von Priestertum und Ordination. Am weitesten ging später Nikolaus Graf Zinzendorf mit

seiner Brüdergemeine. Er ordnete sowohl Presbyterinnen als auch Diakoninnen. Sätze wie jener des Cartesianers Pouly de la Barre: «Der Verstand hat kein Geschlecht», öffneten Frauen zunehmend den Zugang zur Ordination.

Als wichtige Begründung für die Frauenordination führen einige

Das geistliche Amt der Diakonin stand den Frauen schon sehr früh offen.

christkatholische Kirchen bis heute den Umstand an, dass in Jesus Christus der Mensch als Mann und Frau erlöst sei. Diese Botschaft der Erlösung könnte im heutigen kulturellen Kontext dazu führen, dass auch die römisch-katholische Amtskirche Frauen zum Priesteramt zulässt. Dann könnte es irgendwann sogar eine Päpstin geben. Und zwar wirklich. Constanze Broelemann

Transit 1999

Im Rahmen dieses Kulturprojekts wurden die Denkmäler mehrerer Zürcher Persönlichkeiten von ihren Standorten in der Innenstadt ins westliche Industriequartier verschoben. Die Fotos dieses Dossiers zeigen, wie 1999 auch Zwingli, der sonst bei der Wasserkirche steht, auf Reisen ging.

«Die katholische Kirche war völlig reformunfähig»

Zwingli steht oft allein auf der Bühne, doch er war auf Nebendarsteller angewiesen, sagt Kirchenhistoriker Peter Opitz. Zugleich war der Reformator aus dem Toggenburg nicht einfach zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Seine Furchtlosigkeit und sein politisches Geschick waren entscheidend.

Hätte es Zwingli nie gegeben, würden wir Sie jetzt an der katholischen Felix-und-Regula-Universität von Zürich interviewen?

Peter Opitz: Auf historische Spekulationen lasse ich mich gerne ein. Kommt aber meine Biografie ins Spiel, muss ich passen. Ich kann mir mich weder als Katholiken noch als katholischen Theologen vorstellen.

Aber ist eine Reformation ohne Zwingli in Zürich denkbar?

Die Frage ist schwer zu beantworten. Immerhin: In der Geschichtsschreibung steht zwar Zwingli oft allein auf der Bühne. Doch es gab viele wichtige Nebendarsteller.

An wen denken Sie?

An die Bürgermeister Markus und Diethelm Röst. Markus Röst hat 1523 die erste Zürcher Disputation einberufen und geleitet, ein erster Schritt zum Durchbruch der Reformation. Auch sein Sohn Diethelm hat Zwingli unterstützt und ist 1528 mit ihm nach Bern geritten, um dort die Reformation einzuführen.

«Zwingli kämpfte für die Freiheit des göttlichen Wortes. Den Glauben selbst wollte er niemals mit Gewalt durchsetzen.»

Ohne die Bürgermeister Röst also keinen Reformator Zwingli?

Die Geschichte ist selten ein Entweder-Oder. Zwingli selbst hatte keine politische Macht. Jeden Schritt musste der Rat bewilligen. Typisch für die Reformation in der Schweiz ist, dass sie weder von einem Reformator noch von einem Fürsten im Alleingang durchgesetzt werden konnte. Zwinglis Gedanken fielen auf fruchtbaren Boden, weil Veränderungen bereits in der Luft lagen.

War Zwingli somit einfach nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort?

Die charakterlichen Eigenschaften und die theologischen Ideen Zwinglis spielten schon eine Rolle. Er war ein Visionär mit der richtigen Mischung aus Durchsetzungswillen und politischem Geschick.

Das politische Talent unterscheidet Zwingli wohl von anderen Reformatoren. Woher hatte er es?

Er nahm aus seiner Jugend im Toggenburg eine republikanisch-eidgenössische Mentalität mit, die sein Handeln prägte. Zwingli sah sich immer als Volkspriester innerhalb dieses Bundes von Genossen.



Mit Bibel und Schwert fährt Zwingli durch das moderne, noch immer von seinem Geist geprägte Zürich.

Und trotzdem zog er am Ende gegen seine Genossen in den Krieg. Zwingli kämpfte auf dem Schlachtfeld für die Freiheit des göttlichen Wortes. Er war überzeugt, dass die gesamte Eidgenossenschaft dieses göttliche Wort annimmt, wenn es überall frei gepredigt werden darf. Dafür griff er zum Schwert, als er keinen anderen Weg mehr sah.

Wie wurde aus dem Pazifisten Zwingli, der das Söldnertum bekämpfte, der Kriegsbefürworter?

Zwingli wollte den Glauben nie mit Gewalt durchsetzen. In der Bibel las er: Glaube ist ein Geschenk Gottes, er kann nicht erzwungen, sondern nur von freien Menschen ergriffen werden. Deshalb wollte Zwingli unbedingt, dass auch das Innerschweizer Volk die evangelische Predigt

zu hören bekommt. Die Obrigkeiten der Innerschweizer verwehrten dies und liessen evangelische Prediger als Ketzer verbrennen.

Zwingli sah Zürich akut bedroht.

Genau. Papst und Kaiser verlangten, die Protestanten auszurotten. Und 1529 verbündeten sich die Innerschweizer mit den katholischen Habsburgern, den Erzfeinden der Eidgenossen. Zudem wurde Zürich von gemeinsam regierten Gegenden, die sich der Reformation angeschlossen hatten und von katholischen Orten bedroht wurden, um Hilfe angerufen. Einen Verkündiger des Evangeliums der Versöhnung, der zu einem Feldzug aufruft, sollte man nicht rechtfertigen. Doch man muss fairerweise die extreme Situation und Bedrohungspla-

ge zur Kenntnis nehmen, in der sich das reformierte Zürich befand.

Wäre die Kirchenspaltung zu verhindern gewesen, wenn sich die Humanisten um Erasmus von Rotterdam durchgesetzt hätten?

Nein. Wer sich mit Rom anlegte, riskierte, als Ketzer zu sterben. Die damalige katholische Kirche war völlig reformunfähig, weil sie eng mit den politischen und wirtschaftlichen Mächten verschränkt war. Zwingli war bereit, für seine Überzeugungen zu sterben.

Erasmus war weniger furchtlos?

Er wagte kein klares Bekenntnis. Erasmus verachtete die katholische Frömmigkeit und die Sakraments-theologie, doch konnte er sich nicht durchringen, sich vom Papstsystem

Podiums-
abend

Zürich ohne Zwingli – eine Spekulation

Was, wenn Zwingli nicht Leutpriester in Zürich geworden wäre? Zum Ende der Ausstellung «Schatten der Reformation» lässt diese historisch zentrale Frage die Reformationsgeschichte aus anderer Perspektive Revue passieren. Es diskutieren Christina Aus der Au, Präsidentin Deutscher Evangelischer Kirchentag 2017, der Zürcher alt Regierungsrat Markus Notter und der Berner Geschichtspräsident André Holenstein. Moderation: Felix Reich, «reformiert.»

Mittwoch, 27. Februar 2019, 19.00 Uhr
im Stadthaus Zürich

loszusagen. Katholische Theologen bekämpften auch ihn, seine Bücher wurden verboten. Erasmus zog sich resigniert zurück, und seine Bewegung geriet zwischen die Fronten.

Weit verbreitet ist die These: Ohne Reformation kein Kapitalismus.

In der Zuspitzung ist die These widerlegt. Aber ein Zusammenhang zwischen Konfession und ökonomischer Entwicklung besteht. Es gibt Reiseberichte aus dem 19. Jahrhundert, die beschreiben, wie sich reformierte Kantone von ärmlichen katholischen Gebieten unterscheiden. Auch wirtschaftshistorische Daten belegen den Eindruck.

Aber die Städte prosperierten bereits vor der Reformation.

Ich sehe eine Wechselwirkung. Die Reformation brachte eine neue Einstellung zur Arbeit. Viele Feiertage wurden abgeschafft. Arbeit galt als Gottesdienst. Neben der gestärkten Arbeitsmoral wurde Ehrlichkeit zu einem zentralen Wert. Die Korruption wurde entschieden bekämpft, unverdiente Privilegien des Klerus oder der Obrigkeit galten als verpönt und wurden gestrichen.

Was ist für Sie denn das wichtigste Vermächtnis Zwinglis?

Für eine sich reformiert nennende christliche Kirche besteht Zwinglis Vermächtnis nicht in einem kulturgeschichtlichen Erbe, sondern in einer Aufgabe. Sie soll ihren christlich-religiösen Betrieb der heilsamen Kritik dessen aussetzen, von dem das Christentum seinen Namen hat: Jesus Christus. Um nichts anderes ging es Huldrych Zwingli. Interview: Delf Bucher und Felix Reich



Peter Opitz, 61

In Bern, Zürich und Tübingen studierte Peter Opitz evangelische Theologie. An der Universität Zürich habilitierte er mit einer Arbeit über Heinrich Bullinger, den Nachfolger Zwinglis am Zürcher Grossmünster. Seit 2009 ist Opitz Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte von der Reformationszeit bis zur Gegenwart an der Universität Zürich. Zu seinen aktuellen Forschungsprojekten gehören die Biografie und Theologie Huldrych Zwinglis sowie die Edition der Werke von Heinrich Bullinger.

Gemeinsam gegen Vorurteile kämpfen

Ausstellung Die Jüdin Noëmi Knoch und die Muslimin Lamya Hennache sind Freundinnen. Sie wissen, wie es sich als Minderheit in der Schweiz lebt. Zusammen engagieren sie sich gegen Muslim- und Judenfeindlichkeit.

Wie haben Sie sich kennengelernt?
Noëmi Knoch: Wir begegneten uns zum ersten Mal 2014 an einer Veranstaltung zum Thema «Schweizer Muslime und Juden – integriert oder geduldet?». Der von «Respect» organisierte Anlass fand in der jüdischen Gemeinde in Bern statt.

Lamya Hennache: Ich erinnere mich gut an diesen Abend. Mich stört es nicht, wenn an Anlässen Alkohol serviert wird. Aber ich war berührt, dass die Veranstalter auf muslimische Traditionen Rücksicht nahmen und keinen Wein auftrachten.

«Die Schwelle für rassistische Äusserungen ist gesunken.»

Noëmi Knoch
Projektmitarbeiterin «Respect»

Wie kamen Sie ins Gespräch?
Hennache: Mein Deutsch war vor vier Jahren noch nicht so gut. Noëmi hat mir an diesem Abend angeboten, für mich simultan auf Französisch zu übersetzen.

Knoch: Dass sich Juden und Muslime hierzulande begegnen, ist gar nicht so häufig der Fall, da beide Gruppen eine kleine Minderheit darstellen. Von Anfang an verstanden wir uns sehr gut – als ob wir uns schon lange gekannt hätten.

Wie unterscheidet sich Ihre Freundschaft von anderen?
Hennache: Jüdische Menschen verstehen uns Muslime gut: Wir haben ähnliche Essgewohnheiten, Bräuche und Traditionen. Und wir wissen beide, was es heisst, als Minderheit in einem Land zu leben.

Knoch: Ja, das gegenseitige Verständnis ist gross; es braucht oft weniger



Die Bernerinnen wollen das Projekt in ihren Alltag tragen. Foto: Christoph Knoch

Erklärungen als in anderen Kontexten. Unsere Freundschaft zeichnet sich auch dadurch aus, dass wir uns im Rahmen von «Respect» gemeinsam dafür engagieren, Muslim- und Judenfeindlichkeit anzugehen.

Erleben Sie als Jüdin häufig Diskriminierung in der Schweiz?

Knoch: Im Alltag erlebe ich keinen direkten Antisemitismus. Aber eine Angst in den jüdischen Gemeinschaften ist spürbar, insbesondere nach Anschlügen auf jüdische In-

stitutionen im Ausland. Die Verschwörungstheorien gegen Juden, die kursieren, sind besorgniserregend. In der Schweiz ist die Situation zum Glück nicht wie in Frankreich, wo Juden sogar handgreiflich angegangen werden. Dennoch, die Hemmschwelle für rassistische Äusserungen ist tiefer geworden, vor allem in den sozialen Medien. Häme ist salonfähig geworden.

Erleben Sie auf Schweizer Strassen Muslimfeindlichkeit?

Hennache: Passanten werfen mir öfters diesen Blick zu, den ich so interpretiere, dass ich hier nicht willkommen bin. Das verletzt mich. Aber ich vermute, dass es zum Beispiel einer Buddhistin mit kahrlasiertem Kopf und einem orangen Gewand bei diesen Blicken ähnlich ergeht. Wir kleiden uns ungewohnt für die Leute hier. Auf der Strasse werde ich immer mal wieder angerempelt. Das geschieht oft subtil, und ich realisiere erst Sekunden später, dass es absichtlich war.

Das Projekt «Respect» will Vorurteile und Missverständnisse abbauen. Hatten Sie Vorurteile?

Knoch: Nein, nicht direkt. Aber auch ich war und bin geprägt durch die Bilder, die in den Medien transportiert werden: Muslime mit Bart oder Muslime und Terrorismus. In unserem Projekt «Respect» tauschen wir uns in einem geschützten Rahmen über diese Bilder aus, die wir über «die Anderen» haben.

Hennache: Vorurteile gegenüber Juden hatte ich keine. Durch die Freundschaft mit Noëmi habe ich viel über das Judentum und den Antisemitismus gelernt. Oft denken wir, dass Vorurteile stets negativ sind. Aber auch positiv gemeinte Äusserungen wie: alle Juden sind reich oder haben wichtige Positionen inne, sind klar antisemitisch.

Knoch: Wir werden von der Mehrheitsgesellschaft oft als fremd wahrgenommen. Das soll sich ändern. Wichtig ist uns, dass wir nicht nur innerhalb des Projektes Vorurteile und Missverständnisse angehen, sondern auch in unserem Alltag.
Interview: Nicola Mohler

Jüdisch-muslimische Freundschaften

Der Verein National Coalition Building Institute (NCBI) Schweiz leitet seit 2012 das Projekt «Respect: Muslim- und Judenfeindlichkeit gemeinsam überwinden». Derzeit ist «Respect» mit der Wanderausstellung «Jüdisch-muslimische Freundschaften und Bekanntschaften» im Raum Zürich unterwegs. Sie zeigt neben Lamya Hennache und Noëmi Knoch elf weitere Freundschaftspaare in Bild und Text. Nach der Vernissage in Zürich soll die Ausstellung ab Februar auch an anderen Orten gezeigt werden.

Vernissage, 13. Januar, 15 Uhr, Israelitische Cultusgemeinde Zürich, Lavaterstrasse 33, Zürich. Kontakt: respect@ncbi.ch, www.ausstellung.ncbi.ch

Kindermund



Ach, komm aus deinem traurigen Gehäuse

Von Tim Krohn

Im Januar bescheint die Sonne bei uns zwar die verschneiten Berghänge, doch bis hinab auf den Talboden fallen nur kurz ein paar Strahlen. Dann flaniert das halbe Dorf auf dem kleinen Spazierweg auf und ab, wie man es in Italien abends an der Uferpromenade tut.

Viele Leute bleiben aber auch zu Hause, aus Furcht vor Glatteis oder weil ihnen der dunkle Winter aufs Gemüt geschlagen hat. Bignas Urgrossmutter, die Tatta, ist so eine, und um sie an die frische Luft zu locken, ging Bigna gestern bei ihr vorbei. Mit Erfolg, denn ich sah die Tatta auf dem Bänklein vor dem Dorfladen sitzen, klein und krumm wie ein verfrorener Spatz.

«Wie hast du das geschafft?», wollte ich von Bigna wissen. «Ich habe für sie gesungen.» «Das muss ja ein tolles Lied gewesen sein.» «Es heisst «Ah, cridè cun me», antwortete Bigna. Und weil mir der Titel nichts sagte, sang sie es mir gleich vor, ein schauerliches Lied über modernde Leichen, das endet:

Ah nu saintast tü illa s-churdüna / La terror e sduvlamaint dals verms / Ah pür sorta in ta trist'avdaunza / Tieu Aspet am mett'in disperanza / Fin damaun saro eir eau tiers te

Zu Deutsch in etwa: Ach, fühlst du nicht im Finstern / Das Grausen und das Würmerwimmeln / Ach, komm aus deinem traurigen Gehäuse / Dich so zu sehen, macht mich ganz verzweifelt / Bis morgen bin ich auch bei dir

«Hast du überhaupt eine Ahnung, was du da singst?», fragte ich entsetzt. Bignas Augen leuchteten, als sie feststellte: «Das mit den Würmern gefällt mir am besten.» «Aber wenn jemand schon schwermütig ist, singt man ihm doch kein solches Lied!», entgegnete ich. «Wieso nicht? Die Tatta hat sogar mitgesummt, und dann haben wir zusammen geheult, so richtig Rotz und Wasser. Heute singe ich für Peider und Uorschla, Mama sagt, die steigen nicht einmal mehr aus dem Bett, ausser zum Pinkeln.» «Darf ich mitkommen?» Bigna schüttelte den Kopf. «Zu viert passen wir nicht in ihr Bett. Ausserdem bekomme ich dann vielleicht kein Trinkgeld.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Jesus hat das Wort

Jeder, der sich selbst erhöht, wird erniedrigt werden, und der sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden.



Lukasevangelium 14,11

Dieser Spruch lässt Zweifel aufkommen: Hat in den letzten 2000 Jahren jemand Jesus zugehört? Die offiziellen Kirchen eher nicht, denn die bauten ihre Institutionen nach dem Modell der weltlichen Reiche aus. Eben gerade nicht im Sinn Jesu vom egalitären «Reich Gottes», sondern mit Selbsterhöhung im Überfluss und gewalt(tätigen) Machtansprüchen von oben, mit Inquisition, Ausbeutung und Unterdrückung. In den westlichen Kirchen sei der Glaube am «Verdunsten», so der Theologe Hubertus Halbfas. Dass sie ihr Verfallsdatum überschritten haben, kann als diese «Erniedrigung» begriffen werden: Auf den Hochmut folgt der Fall.

Das Jesuswort zielte nicht auf eine neue Hierarchie mit ausgetauschten Vorzeichen, sondern auf die radikale Gleichheit aller. Dazu müssen bis zum heutigen Tag die Hohen herunterkommen und die von ganz

unten herauf, bis niemand mehr dominiert und niemand mehr im Minderwert verkümmert.

Das Anliegen Jesu hat momentan schlechte Karten. Wenige wollen Begegnung auf Augenhöhe, ebenbürtige Wertschätzung und Verbundenheit aller Menschen. Gerade Eltern meinen oft, ihren Kindern einen möglichst hohen Selbstwert vermitteln zu müssen, was nicht selten in Selbstüberschätzung und Narzissmus abgeleitet. Einen hohen Status, ein erfolgreiches Image betrachten viele als höchst erstrebenswert; wer sich gut in Szene setzen kann und nur gerade das Beste als gut genug für sich erachtet, erntet die Bewunderung der vielen, die ebenfalls nach oben streben.

Was Jesus mit der «Selbsterniedrigung» meinte, ist an seinem eigenen Verhalten abzulesen. Er war gewiss ein herausragender Mensch

in seiner Menschenliebe und kraftvollen Güte, jedoch Überheblichkeit war ihm fremd. Er «diente» allen in selbstverständlicher Freiheit. Die Tugend der Demut übte er in Bescheidenheit aus, war dabei weder unterwürfig, noch machte er sich klein. Wer von ihm diese Haltung übernimmt, ist gelassen und schätzt sich realistisch ein. Er erfasst am ehesten die wahren Grössenverhältnisse und «was die Welt im Innersten zusammenhält». Dietrich Bonhoeffer schrieb 1945 in einem seiner letzten Briefe aus der Gefangenschaft: «Wenn man völlig darauf verzichtet hat, etwas aus sich zu machen, dann wirft man sich Gott in die Arme.» Marianne Vogel Kopp

Zur Rubrik: Jesus lebte und verkündete das «Reich Gottes», die Welt, wie sie sein kann und soll. Er wollte gehört, nicht geglaubt werden. Seine Botschaft vom Heil für alle lässt bis heute aufhorchen. Mehr zum Konzept: reformiert.info/wort

Mikroben auf dem Mars und Schrott im All

Raumfahrt Kürzlich landete die Sonde «Insight» auf dem Mars. Der Theologe Andreas Losch verfolgt die Mission mit Blick auf Nachhaltigkeit.

Am 26. November setzte die Marssonde «Insight» auf dem roten Planeten auf. Der Jubel war gross bei den Forscherinnen und Forschern der US-Weltraumbehörde Nasa, welche die Mission jahrelang vorbereitet hatten. An Bord der Sonde befinden sich geophysikalische Instrumente. Mit diesen wollen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler das Innere des Mars erforschen und so mehr über seine Entstehung herausfinden.

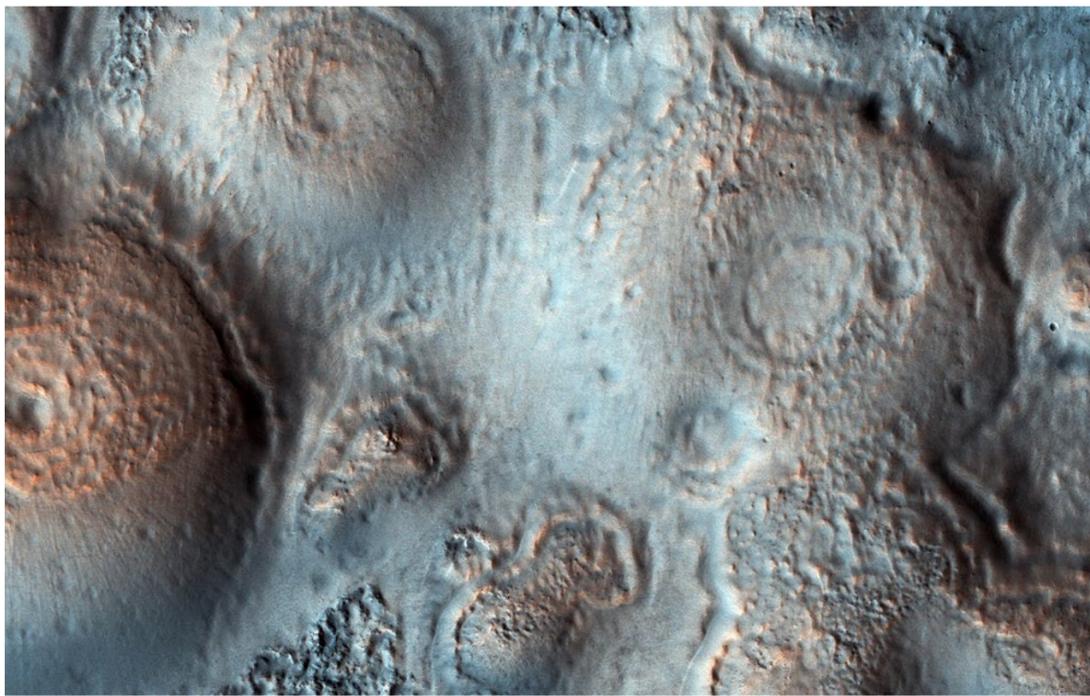
Stau auf der Umlaufbahn

Auch Andreas Losch hat die Landung mitverfolgt. Der Theologe erforscht die Raumfahrt aus ethischer Sicht und setzt sich im Projekt «Planetare Nachhaltigkeit» dafür ein, dass diese nachhaltiger gestaltet wird. In Bezug auf die Marsmission bewege er sich mit seinem Anliegen zum Teil im Spekulativen, betont Losch. «Weil es auf dem Mars Leben geben könnte, muss die Raumfahrt

Vorkehrungen treffen, um dieses Leben zu schützen, etwa durch die Sterilisierung der Messinstrumente.» Und zumindest könne man so vermeiden, Leben zu «entdecken», das man selbst dorthin gebracht hat, sagt der Theologe.

Andreas Losch ist überzeugt, dass alles Leben Wert und Würde hat – auf der Erde genauso wie auf anderen Planeten. Dass es auf dem Mars Leben in Form von Wasser oder biochemischen Markern gibt, kann nicht ausgeschlossen werden. Sterile Messinstrumente sind bei Raumfahrtmissionen deshalb heute bereits üblich, auch um die Erde vor der Einschleppung möglicherweise existierender ausserirdischer Keime zu schützen.

Loschs befristetes Projekt an der Universität Bern lehnt sich an eine gleichnamige Initiative der Nasa aus dem Jahr 2014 an. In erster Linie fokussiert der Theologe auf Nachhaltigkeitsprobleme, die möglichst



Gibt es hier möglicherweise Leben? Aufnahme der Oberfläche des Mars.

Foto: Nasa.gov

«Wo immer der Mensch auch hinkommt, hinterlässt er leider Unordnung.»

Andreas Losch
Theologe

eng mit der Erde verbunden sind. Er hinterfragt die Rolle der Satelliten, von denen eine grosse Zahl die Erde umkreisen. «Der Platz wird in manchen Umlaufbahnen knapp», sagt Losch. Seine Vision: Die Vereinten Nationen sollten das bisher unkoordinierte Entsenden von Satelliten durch staatliche und private Akteure stärker regulieren. «Und jeder, der was hochschickt, soll für die Entsorgung mitbezahlen.»

Losch ist kein Kritiker der Raumfahrt. Die Expansion des Menschen in den Weltraum findet er richtig. «Satelliten sammeln beispielsweise

Daten über Waldbrände oder zu Unwettern, die für die Menschheit wichtig sind», erklärt er.

Ethik für den Weltraum

2009 kollidierten wegen des knappen Platzes in den Umlaufbahnen zwei Satelliten. Trümmerteile, die herumfliegen, drohen andere Satelliten zu beschädigen. «Wo immer der Mensch hinkommt, hinterlässt er leider Unordnung», sagt Losch. Dies solle die Weltraumforschung stärker bedenken und ethische Fragen wie die Idee der Nachhaltigkeit diskutieren. Sabine Schüpbach

INSERATE

Adonia
Das wohl beste Camperlebnis für meine Kinder!

MUSICAL CAMPS

1 Woche • biblisches Musical • zwei bis vier öffentliche Aufführungen
• Spiel, Spass, Freundschaften • Frühling (13 - 20 J.), Sommer/Herbst (9 - 13 J.)

SPORT CAMPS

1 Woche • Fussball und Unihockey • Carfahrt zum Turnier gegen andere Camps • Finalturnier • auseinandersetzen mit dem christlichen Glauben • für alle Sportbegeisterten von 9 - 15 J.

Jetzt online anmelden!
adonia.ch/anmeldung

Adonia, Trinerweg 3, 4805 Brittnau
062 746 86 46, info@adonia.ch

Ihre Spende bewirkt im Kleinen Grosses.

www.heks.ch
PC 80-1115-1

**HEKS
EPER**



Wir verlieren nie.
Entweder wir gewinnen
oder wir lernen.

Kursangebote zur Selbstreflexion: www.plusbildung.ch

plusBILDUNG
ökumenische
bildungslandschaft
schweiz

reformiert.

Folgen Sie uns auf
**facebook/
reformiertpunkt**

5023 Biberstein
062 839 30 90

Radio Freundes-Dienst
Leben für Alle
über DAB+

Infos und Programm: radiofd.ch

www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Tipps

Film

Gloria, eine Frau für den Frieden

Gloria Suárez ist Koordinatorin der Frauenrechtsorganisation OFP in Kolumbien. Gemeinsam mit dem Heks hilft sie Frauen, die unter Gewalt im kolumbianischen Bürgerkrieg gelitten haben. Im Dokumentarfilm «Gloria – Frauen für den Frieden» begleitet die Schweizer Regisseurin Barbara Miller (female pleasure) den mutigen Einsatz von Gloria. Der Film ist online und als DVD erhältlich. cb

Filmvorstellung: 6. Januar, 16.30 Uhr, Apéro 17 Uhr, Kino Rätia, Thusis, www.heks.ch



Gloria Suárez kämpft für die Rechte kolumbianischer Frauen.

Foto: Heks

Christoph Biedermann



Agenda

Bildung

Sitzen im Schweigen

Vertiefung der eigenen Meditationspraxis in der Gruppe. Einführung an den ersten beiden Abenden. Mit Fadri Ratti, Monica Kaiser-Benz, Carla Camenisch und Margit Mathis.

9. Januar–26. Juni, 18–19.30 Uhr
jede zweite Woche, jeweils mittwochs
Kapelle Bodmer, Chur
mkbenz28@bluewin.ch

Theologiekurs Graubünden

Islam (Modul 1.4b) Muslimisches Leben in der Schweiz, interreligiöser Dialog über Politik und Religion mit der Islamwissenschaftlerin Sozan Rasuli (Uni Bern).
– Fr, 18. Januar, 19–21.45 Uhr
– Sa, 19. Januar, 9–18 Uhr
Loëstrasse 60, Chur
joerg.lanckau@gr-ref.ch, 079 339 46 37

Heks «Kirchliche Zusammenarbeit»

Eine Tagung für alle, die sich zur Situation der protestantischen Kirchen in Osteuropa und im Nahen Osten informieren wollen, Mit Gästen aus Syrien und Ungarn.
Sa, 19. Januar, 13–17.30 Uhr
Institut Unterstrass, Seminarstrasse 29, Zürich
Anmeldung bis 7.1.19.: 044 360 88 10, www.heks.ch

Kultur

Wanderausstellung «Prix Lignum»

Zukunftsweisende Arbeiten mit Holz bekannt machen, das ist das Ziel des «Prix Lignum». Der Preis wird schweizweit verliehen. Bauwerke, Innenausbauten, Möbel und Kunstwerke aus der Schweiz oder dem Fürstentum Liechtenstein sind zugelassen.

während den Öffnungszeiten der Kantonsbibliothek Graubünden Karlihofplatz, Chur
Eintritt frei

Musiktheater über den Zarensohn

Das Musiktheater «Alexei» erzählt vom kurzen Leben des letzten Zarensohnes. Alexei Nikolajewitsch Romanow, der Sohn des Zaren, soll dereinst das Riesenreich erben und Russland in eine bessere Zukunft führen. Aber der schwächliche Junge leidet an Hämophilie, der Bluterkrankheit. «Alexei» ist ein theatrales Portrait über einen verlorenen Knaben, der früh reift, und tragisch endet. Spielbuch und Regie sind von Giovanni Netzer.

11. und 12. Januar, 18 Uhr
6. und 13. Januar, 15.30 Uhr
Clavadeira, Riom

Eintritt: Fr. 70.–, Studenten Fr. 30.–
www.origen.ch

Wild auf Wald

Die Ausstellung «Wild auf Wald» lädt zu einem Streifzug durch den Wald. Neben Wissen über Tier und Pflanze erfahren Besucher, warum der Wald für den Menschen wichtig ist. Fragen wie «Wie hat sich der Wald in der Schweiz verändert?» werden auch beantwortet.

bis 20. Januar, Di–Sa, 10–17 Uhr
Masanserstr. 31, 7000 Chur
www.naturmuseum.gr.ch

Treffpunkt

Abschied von tierischen Gefährten – Gottesdienst für trauernde Tierhalter

Im Gottesdienst für Menschen, die um ein Tier trauern, können grosse und kleine Tierhalterinnen ihre Trauer offen zum Ausdruck bringen und dem Verlust in einem Ritual Raum geben. Gesprächsgast ist Tierärztin Marion Schmitt von der Tierärztlichen Hochschule Hannover

So, 3. Februar, 10 Uhr
Kirche Offener St. Jakob, Zürich

Verein Aktion Kirche und Tiere (Akut),
041 610 32 31, info@akut-ch.ch

Open Library

Im Morgengrauen oder nach dem Nacht noch in die Bibliothek – das ist auch in Chur möglich. Mit der «Open Library» ist auch ausserhalb der bedienten Öffnungszeiten ein Zugang zur Stadtbibliothek möglich. Voraussetzung ist ein Bibliotheksausweis. PC-Arbeitsplätze sind vorhanden.

Mo–So, 6–22 Uhr
Stadtbibliothek Chur
081 254 50 10, www.biblio.chur.ch

Beratung

Paar- und Lebensberatung, Chur

Angelika Müller, Jürg Jäger, Reichsgasse 25, Chur, 081 252 33 77, angelika.mueller@paarlendo.ch, juerg.jaeger@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Paar- und Lebensberatung, Engadin

Markus Schärer, Straglia da Sar Josef 3, Celerina, 081 833 31 60, markus.schaerer@paarlendo.ch, www.paarlendo.ch

Fachstellen

Behördenbildung und Organisationsberatung, Erwachsenenbildung, ÖME

Jacqueline Baumer, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 07, jacqueline.baumer@gr-ref.ch

Kinder und Familien

Wilma Finze-Michaelsen, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 08, wilma.finze@gr-ref.ch

Menschen mit einer Behinderung

Astrid Weinert-Wurster, Erikaweg 1, Chur, 081 250 28 63, astrid.weinert@gr-ref.ch

Gemeindediakonie, Freiwilligenarbeit, Organisationsberatung

Johannes Kuoni, Loëstrasse 60, Chur, 081 257 11 85, johannes.kuoni@gr-ref.ch

Religionsunterricht

Ursula Schubert, Loëstrasse 60, Chur, 081 252 62 39, ursula.schubert@gr-ref.ch

Kirche im Tourismus

Cornelia Mainetti, Loëstrasse 60, Chur, 079 220 65 75, cornelia.mainetti@gr-ref.ch

Migrations-, Integrations- und Flüchtlingsarbeit

Daniela Troxler, Carsiliastrasse 195B, Schiers, 081 328 19 79, daniela.troxler@gr-ref.ch

Radio

Perspektiven

Wie hat Kirche Zukunft? Ein Round-Table-Gespräch mit dem neuen Radiopredigt-Team.

Di, 1. Januar, 8.30 Uhr
SRF 2

«Spirit, ds Kirchamagazin uf RSO»

Sonntags, 9–10 Uhr
Radio Südostschweiz, Wiederholung dienstags, 13 Uhr
www.suedostschweiz.ch/radio

Pregia curta u meditaziun, dumengia

a las 8.15, repetiziun a las 20.15
Radio Rumantsch
– So, 6. Januar Marcel Köhle
– So, 13. Januar Fadri Ratti
– So, 20. Januar Alfred Cavelti
– So, 27. Januar Chatrina Gaudenz

Gesprochene Predigten

jeweils 10–10.30 Uhr
Radio SRF 2
– So, 1. Januar, Eugen Koller (Röm-kath.), Christoph Herрман (Ev.-ref.)
– So, 6. Januar, Silvia Huber (Röm.-kath.), Johannes Bardill (Ev.-ref.)
– So, 13. Januar, Volker Eschmann (Röm.-kath.), Tanja Oldenhage (Ev.-ref.)
– So, 20. Januar, Monika Poltera-von Arb (Röm-kath.), Beat Allemann (Ev.-ref.)
– So, 27. Januar, Matthias Wenk (Röm-kath.), Katrin Kusmierz (Ev.-ref.)

Leserbriefe

reformiert. 11/2018, S. 3

Warum sich die Kirche in die Politik einmischen soll

Empörend

Dass «reformiert.» stetig mehr politisiert und sich dabei zum Sprachrohr der Linken entwickelt, ist empörend. Ausgerechnet derjenigen Bundesrätin, die sich anlässlich ihrer Amtseinführung um den Eid auf die Bundesverfassung herumgedrückt hat und desgleichen den Souverän auf sträflichste regelmässig missachtet, wird hier eine Plattform zur politischen Beeinflussung geboten, die speziell vor einer Abstimmung weder ihr als Bundesrätin noch dem Auftrag Ihres Blattes geziem. Dass sich «reformiert.» noch zu allem Überdross an dieser Adresse die «Legitimation» zum Politisieren abholen muss, ist erbärmlich. Vermutlich folgt die Fortsetzung der kirchlichen Einflussnahme nächstens mit der Lobpreisung des Uno-Migrationspaktes. Allemal angebrachter wäre es, sich Gedanken über die Anzahl verärgerter Kirchgänger, Freiwilliger und Steuerzahler, der reformierten Landeskirche zu machen, die nicht ihrer politischen Ausrichtung folgend, primär ihrem Glauben und ihrer Überzeugung verpflichtet, Teil der reformierten Gemeinschaft sind und sich keineswegs neben der täglichen Dauerberieselung durch die Massenmedien obendrein mit einer zunehmend monatlich verabreichten, pseudoreligiösen Politinstrumentalisierung durch «reformiert.» konfrontiert und manipuliert sehen wollen, die sie zudem noch durch ihre Steuern finanzieren! Wenn das offizielle Organ der reformierten Landeskirche als Steigbügelhalter politischer Parteien auftritt, dann muss sich diese der Konsequenz bewusst sein, dass dies für viele Reformierte ein klares «No Go» sein wird, das in einer weiteren Zunahme von Kirchenausritten resultieren wird, die höchst unwahrscheinlich durch die antizipierte, Anzahl politisierender Zugänge kompensiert werden!
Markus Kuhn, Frick

Diskussion – aber nicht so
Bei einer politischen Abstimmung sind immer beide Seiten ernst zu nehmen. Darum sollte die Kirche sich zwar aller Themen annehmen und die Diskussion fördern – nicht aber zu aktuellen politischen

Prozessen und Abstimmungen während der Entscheidungsphase und zu konkreten Abstimmungsvorlagen. Dass zur Selbstbestimmungsinitiative eine Seite einem Interview mit Bundesrätin Sommaruga gewidmet ist, ohne dass die Gegenseite zu Wort kommt, das geht nicht. Damit wird dem Christentum ein Bärendienst erwiesen, wie auch die zunehmende Zahl von Kirchenausritten zeigt.
Eugen Hunziker, Oetwil am See

Ihre Meinung interessiert uns.
redaktion.graubuenden@reformiert.info,
oder an «reformiert.», Rita Gianelli,
Tanzbühlstrasse 9, 7270 Davos Platz
Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info
Gesamtauflage: 706 009 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar) (GR) Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig) (ZH) Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr), Sabine Schüpbach (sas)
Blattmacher: Felix Reich
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Yvonne Schär
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Graubünden

Auflage: 32 794 Exemplare
reformiert. Graubünden: Erscheint monatlich ausser im August

Herausgeberin: Evangelisch-reformierte Landeskirche Graubünden, Chur
Präsident der Herausgeberkommission: Andreas Thöny, Landquart
Redaktionsleitung: Reinhard Kramm
Verlagsleitung: Andreas Thöny

Redaktion

Brandisstrasse 8, 7000 Chur
Tel. 079 823 45 93
redaktion.graubuenden@reformiert.info

Verlag

Andreas Thöny
Loestr. 60, 7000 Chur
andreas.thoeny@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Somedia Publishing AG
Sommerstrasse 32
Postfach 419, 7007 Chur
Tel. 0844 226 226
abo.graubuenden@reformiert.info

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen
Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93
info@koemedia.ch, www.koemedia.ch

Inserateschluss Ausgabe 2/2019
3 Januar 2019

Druck: DZZ Druckzentrum Zürich AG



Portrait

Er verlangt gleich lange Spiesse

Inklusion In seiner Stube befragt Jahn Graf Politikerinnen und Professoren. Im Videoblog gibt der Innerschweizer Einblick in seine rollende Welt.



«Wenn du guten Humor hast, darfst du über mich lachen»: Jahn Graf kennt keine Berührungängste. Foto: Gerry Nitsch

Darf man über Behinderte lachen? Jahn Graf grinst, wenn er die Frage hört. «Ich sowieso und du auch, wenn du guten Humor an den Tag legst», sagt der 28-Jährige. «Dürfte man nicht über Behinderte lachen, würde man sie ja ausgrenzen.»

Graf sitzt im Rollstuhl am Wohnzimmer seiner Zweieinhalbzimmerwohnung in Cham. Rote Haare, kurzer Vollbart, hinter dem markanten eckigen Brillengestell blicken wasserblaue Augen. An der Wand hängt ein Kalender mit Behinderten-Cartoons. Graf tut gerade das, was er am liebsten macht: mit Menschen reden. Nur dass er diesmal nicht die Fragen stellt, son-

dern Antworten liefert. Über sein Engagement für Behinderte und seinen Beruf als Videoblogger.

Körper als Stressbarometer
Graf ist Spastiker. Regt er sich auf, ziehen sich seine Muskeln unkontrolliert zusammen. «Mein Körper ist ein Stressbarometer.» Das Leben mit Behinderung, der Umgang der Gesellschaft mit behinderten Menschen ist Thema seines Videoblogs «Jahns rollende Welt». Das Wohnzimmer ist sein Studio, neben dem Fernseher steht ein Camcorder.

Schon viele haben sich vor die Kamera gesetzt: Politiker, Hochschulprofessoren, Angehörige von

Behinderten und direkt Betroffene wie er selbst. «Wie wirkt sich ein beeinträchtigtes Kind auf eure Ehe aus? Stören dich die Blicke von Passanten? Warum sieht uns

Jahn Graf, 28

Der gelernte Buchhalter gehört zu den Gründern des Vereins «Tatkraft – Die Personenbotschafter». Die Mitglieder des Kernteams helfen Menschen mit Behinderung, ihre Projekte umzusetzen. Die Hilfe umfasst Projekteingabe, Geldbeschaffung und Begleitung bis zu einem vereinbarten Abschluss.

die Politik vor allem als Kostenfaktor?» Tabuthemen kennt Graf keine. Er führt die Gespräche auf Augenhöhe, mit den meisten seiner Gesprächspartnern ist er per Du.

Grafs Biografie ist exemplarisch für eine Zeit, in der Inklusion die Ausnahme war: Spezielle Einrichtungen, ein Sonderschulabschluss, dann die Anlehre als Buchhalter bei einem Treuhänder. «Die Arbeit hat keinen Spass gemacht, aber ich war froh, dass mich überhaupt jemand nimmt.» 2015 wäre er fast an einer Nierenkrankheit gestorben, knapp überlebte er die rettende Operation. «In dem Moment wusste ich, ich habe noch etwas vor. Aber ich will beruflich nichts mehr machen, was

«Mich ärgert, wenn sich Behinderte hinter ihrem Handicap verstecken.»

mir keine Freude bereitet.» Graf und der Arbeitgeber trennten sich, nun lebt der Innerschweizer von der Invalidenrente und baut seinen Blog auf. Er hat rund 340 Follower auf Youtube. Und erhält erste Beratungsmandate von Stiftungen, Firmen und der Hochschule Luzern.

Sich den Blicken aussetzen
Seine Erfahrung hat Jahn Graf dazu bewegt, mit Gleichgesinnten den Verein «Tatkraft – Die Personenbotschafter» ins Leben zu rufen. Er soll Behinderten Berater zur Seite stellen, damit sie berufliche wie auch private Projekte realisieren können. Der Verein sucht Finanzierungsmöglichkeiten. Es geht dabei um «gleich lange Spiesse», Grafs wichtigste Forderung.

Doch eine chancengleiche Gesellschaft bringe auch Verpflichtungen für die Behinderten. Graf ärgert sich, dass viele von ihnen ihre Möglichkeiten nicht nutzen und sich hinter ihrem Handicap verstecken. «Was bringen barrierefreie Toiletten, wenn ein Rollstuhlfahrer kaum vor die Haustür rollt?» Graf selbst zieht es oft in einen nahen Park oder die Cafés von Cham und Zug. Die Blicke von Passanten stören ihn nur, wenn sie allzu penetrant sind. Der Mensch interessiert sich für alles ausserhalb der Norm und sei nun mal ein Voyeur, ob im Rollstuhl oder nicht. «Auch ich schaue gerne einen Punk an oder eine schöne Frau.» Cornelia Krause

Gretchenfrage

Samira Marti, Nationalrätin:

«Kirchen übernehmen eine wichtige Rolle»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Marti?

Ich bin nicht gläubig und gehe auch nicht in den Gottesdienst. Das heisst aber nicht, dass ich die Kirche und ihr Engagement nicht schätze. Ganz im Gegenteil. Gerade aus einer gesellschaftlichen und humanitären Perspektive gesehen, haben die reformierten Kirchgemeinden eine wichtige Bedeutung.

Inwiefern?

Pfarrleute und Freiwillige engagieren sich dort, wo es sie braucht. Auch dort, wo der Staat seine Rolle nicht genügend wahrnimmt. Nehmen wir das Beispiel Asylwesen: Während in der Politik über Migrationsprobleme diskutiert wird, setzen sich die Kirchen konkret für die Schwächsten der Schwachen in unserer Gesellschaft ein. In einer Zeit, in der die politischen Mehrheiten immer weiter nach rechts rücken, werden die Positionen der Kirche immer wichtiger.

Sie sind mit 24 Jahren die jüngste Parlamentarierin im Bundeshaus. Was hat Sie dazu bewegt, in der Politik aktiv zu werden?

Der Ansporn war und ist, gegen die vorherrschenden Ungerechtigkeiten auf dieser Welt anzugehen. Die Kluft zwischen Armen und Reichen wird in der Schweiz und fast überall auf der Welt immer grösser. Diese steigende soziale Ungleichheit gefährdet zunehmend den Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Es darf nicht sein, dass alleinerziehende Frauen in der Schweiz trotz Erwerbstätigkeit finanziell kaum durchkommen. Das ist für mich schlicht unhaltbar.

Was wollen Sie in Bern bewegen?

Ich will mich für Gerechtigkeit und Gleichstellung einsetzen. Und ich will die Menschen dieses Landes für die Schweizer Politik sensibilisieren und sie dazu motivieren, ihre politische Stimme einzusetzen. Veränderungen sind nur dann möglich, wenn wir uns organisieren und uns gemeinsam klarmachen, was zu tun ist. Und es dann auch tun. Interview: Nicola Mohler

Auf meinem Nachttisch

Die Welt im Selfie

Touristen sind immer die anderen

Das touristische Zeitalter soll besichtigt werden, wird es mir im Untertitel des Buches angekündigt. Und was sehe ich? Eine Kulturgeschichte des Reisens, dass Touristen immer die anderen sind, mir die Neugier verloren gegangen ist, ich nicht allein sein will und alle erfahren sollen, wo ich war – daher gilt es zu posten.

Nicht bei mir, denke ich. Denn ich bin ja neugierig, nur auf einer Online-Plattform vertreten und mache Fotos als Hobby. Und doch: Das Buch fasziniert mich. Immerhin bin ich auch Reisender. Tourismus, drittgrösste Dienstleistungsindustrie auf diesem Planeten, beruht darauf, dass er uns Reisenden verspricht, eben

keine zu sein. Da ist schon was dran, dass sich Stadtviertel und pittoreske Dörfer samt ihren Bewohnern in Menschenzoos für zahlungskräftige Besucher verwandeln. Klingt alles sehr modern, gehört aber seit gut 150 Jahren zur Ausstattung des touristischen Zeitalters, das der italienische Journalist und Historiker Marco d'Eramo besichtigt.

Sein Buch ist dort am beeindruckendsten, wo es historische Parallelen zu heute aufzeigt. In die späteren Kapitel mischen sich allerdings zunehmend kulturpessimistische Töne. Und doch habe ich meine Zweifel: Sind die Selfies vor Sehenswürdigkeiten und die vielen Millionen Einträge auf

Tripadvisor wirklich Zeichen moderner «Selbstunsicherheit», wie der Autor traurig konstatiert? Oder ironisches Geniessen der eigenen Entfremdung? Reisen ist durchaus auch mein Traum vom Entkommen. Und ob ich den erlebe, hängt daran, wie ich mich berühren lasse – ganz egal, ob per Ansichtskarte oder Smartphone.

Marco d'Eramo: Die Welt im Selfie. Suhrkamp-Verlag, 362 Seiten, Fr. 41.90.



Michael Landwehr 52 Pfarrer in Samedan



Samira Marti (24) ist Vizepräsidentin der SP Baselland und jüngstes Mitglied im Nationalrat. Foto: Ursula Häne